

Intern

«Crackbook» nennt der *Stern*-Reporter Felix Hutt die Internet-Plattform Facebook: weil sie genauso süchtig mache. Eine Million aktive Nutzer hat das sogenannte Social Network in der Schweiz, 150 Millionen weltweit, und vielen geht es ähnlich wie Hutt: Anfangs sind sie skeptisch, belächeln jene, die dabei sind und können sich dann, sobald selbst Mitglied, der Faszination nicht entziehen. Was macht Facebook besser als andere, ähnliche Netzwerke wie MySpace? Ist das Ganze wirklich mehr als bloss ein Hype? Bei Hutt jedenfalls hatte die Sucht immerhin einen angenehmen Nebeneffekt: Seine neue Freundin hat ihn, nachdem



Facebook, die Sucht: Autor Hutt.

sie ihn kennengelernt hatte, bei Facebook überprüft – und für annehmbar befunden. Und selbst das Top-Model Naomi Campbell zählt zu seinen Freundinnen, sie allerdings nur als Facebook-Bekanntschafft. **Seite 24**

Kurios ist das schon: Da schreibt sich die Weltgesundheitsorganisation WHO auf die Fahnen, die Masern in Europa bis zum Jahr 2010 auszurotten, und ausgerechnet in einem der reichsten Länder des Kontinents misslingt das. Die Schweiz hat nicht nur die meisten Krankheitsfälle; schlimmer noch, sie exportiert die Masern wieder in jene Weltregionen, die die Infektionskrankheit bereits ausgerottet haben und in denen die Krankheit dramatischer verlaufen kann als hierzulande. Der renommierte Wissenschaftsjournalist Matthias Meili kommentiert die Fakten. **Seite 11**

Der Kulturkanal DRS 2 sendet abseits einer breiten Öffentlichkeit, und sein Programm

wird in den Medien seit Jahren verschwiegen. In ihrem neuen Buch porträtiert die Autorin Margrit Sprecher nun Hintergründe, Inhalte und Mitarbeiter des Senders. Die kritische Auseinandersetzung – eine Auftragsarbeit für Radio DRS – der renommierten Schweizer Journalistin stiess auf wenig Freude. Der



Konflikt mit DRS 2: Journalistin Sprecher.

DRS-2-Programmleiter wollte das Buch verbieten, Autorin Sprecher wird seit der Veröffentlichung mit Hass-Mails eingedeckt. Unser Inlandredaktor Andreas Kunz recherchierte die Hintergründe des Konflikts und hörte nebenbei immer wieder DRS-2-Sendungen; zum Beispiel über albanische Filmneuheiten oder marrokanische Jazz-Trompeter. **Seite 32**

Welcher historisch etwas unbelastete Beamte auch immer den Begriff erfunden hatte, er wirkt: Wer am kommenden 8. Februar Nein zur Personenfreizügigkeit mit der EU und zu deren Erweiterung auf Rumänien und Bulgarien sagt, dem winkt die «Guillotine». Wer will so kopflos sein? Die berühmte Klausel gleichen Namens bedeutet, das ein Nein auch die übrigen bilateralen Abkommen der ersten Generation in den Abgrund reissen würde – oder nur könnte? Wer mit Juristen redet, erhält ein anderes, schillerndes Bild. Die Sache ist alles andere als klar. Klar ist nur, dass jede Abstimmung über unser Verhältnis zur Europäischen Union Untergangsgesänge auf beiden Seiten des Schützengrabens auslöst. In einer Demokratie ist das legitim. Unerträglich aber ist, dass die Regierung mitsummt – statt Information werden dem Bürger Drohungen verabreicht, die sich bei näherem Hinsehen als leer erweisen, wie unsere Inland-Autoren Markus Somme und Alex Baur aufzeigen. **Seite 12**

Ihre Weltwoche

AllBlues und Kaufleuten present:

LIVE AT KAUFLEUTEN

Kaufleuten Zürich, Pelikanstrasse 18, 8001 Zürich / 044 225 33 00



Mi 28.1.09, 20.00

Mimmo Locasciulli Quartet feat. Greg Cohen

«Italianità» mit einer Prise Tom Waits



Mi 4.2.09, 20.00

Gianmaria Testa

Der neue Paolo Conte



Sa 14.3.09, 20.00

Faudel

Le prince du Raï



Mi 18.3.09, 20.00

Jane Birkin

Heineken Music: Frankreichs Ikone



Do 19.3.09, 20.00

Stefan Gwildis & Band

Deutschlands Soul-Man • Einziges CH-Konzert



Fr 20.3.09, 20.00

Orchestra Baobab

Made in Dakar • Einziges CH-Konzert



Di 24.3.09, 20.00

Noa

Heineken Music: Die Stimme Israels



Mi 8.4.09, 20.00

The Earth Wind & Fire Experience feat. Al McKay AllStars

Heineken Music: Earth Wind & Fire at it's best

Vor oder nach den Konzerten bewirbt Sie gerne das Kaufleuten Restaurant oder die Lounge.

Reservierungen unter Tel. 044 225 33 33.

www.kaufleuten.com

VORVERKAUF:
www.kaufleuten.com
www.allblues.ch

alle Ticketcorner, Die Post, Coop City
Manor, SBB, Tel. 0900 800 800 (CHF 1.19/min)

VERANSTALTER: AllBlues Konzert AG und Kaufleuten



Mord in Perugia

Was macht Milchgesichter zu Mördern? Warum wir bei der Ausdehnung der Personenabkommen die Notbremse ziehen sollten.

Von Roger Köppel

Der spektakulärste Kriminalfall der Gegenwart spielte sich in Perugia ab, wo die bildhübsche 21-jährige US-Austauschstudentin Amanda Knox, Facebook-Name «Foxy Knoxy», ihr Jeunesse-dorée-Liebhaber aus einer reichen italienischen Ärztfamilie («Er sah aus wie Harry Potter») sowie ein deutsch-afrikanischer «allseits erfolgloser Kleindealer» (*Der Spiegel*) mutmasslich der aus England stammenden WG-Kollegin der Amerikanerin nach einer unter Drogenausschweifungen absolvierten Vergewaltigung mit einem Messer die Kehle aufschlitzten.

Die Amerikanerin sitzt seit Monaten im Gefängnis und schreibt ein Tagebuch, in dem sie freudig die zahlreichen Liebesbriefe, darunter ein Heiratsantrag, sowie alle übrigen Avancen vermerkt, die sie in der Zelle erreichen. «Harry Potter», ebenfalls inhaftiert, hat sich inzwischen von ihr getrennt und wird auf Geheiss des Vaters, eines bekannten Urologen, vom Verteidiger des früheren italienischen Staatschefs Giulio Andreotti betreut. Der erfolglose Dealer konnte aufgrund von Spermaspuren am Opfer bereits rechtskräftig verurteilt werden (dreissig Jahre). Am nächsten Freitag beginnt der Hauptprozess gegen die beiden Studenten, die nach dem Fund der Tatwaffe in «Harry Potters» Küche und dem Nachweis von DNA-Spuren des Opfers an der Klinge schwer belastet wurden (am Messergriff die DNA von «Foxy Knoxy»). Widersprüchliche Aussagen der beiden Angeklagten vertieften die Zweifel an ihrer Unschuld zusätzlich. Die Verteidigung hofft auf Schlampereien der italienischen Polizei bei der Beweiserhebung am Tatort, um die Mordverdächtigen gegen alle Prognosen doch noch freizubekommen.

«Niemand hält sich selber für einen schlechten Menschen», sagt der talentierte Serienmörder Ripley in Patricia Highsmith' gleichnamigem Roman. Bei der Untat von Perugia scheinen Drogen die Enthemmung befördert zu haben. Traut man der Anklage, rührt der Fall an Grundfragen der menschlichen Natur: Wie können unbescholtene, aus soliden Verhältnissen stammende Milchgesichter, die heiter durchs Leben surfen, über Nacht zu Mördern werden? Der Soziologe Wolfgang Sofsky hat Prozesse des Moralzerfalls erforscht, an deren Ende unaussprechliche Gräueltaten standen. Seine



Dünner zivilisatorischer Schutzfilm.

Befunde sind beunruhigend. Gewaltexzesse haben eine eigene Anziehungskraft, weil sich Menschen, wenn sie andere Menschen quälen oder töten, an ihrer eigenen Macht über andere berauschen. Der Mord bringt den Mörder, der aus Lust tötet, gemäss Sofsky einer Art Unsterblichkeitserfahrung näher.

Gesetze und moralische Übereinkünfte, Gewissensbisse und Hemmungen bilden den dünnen zivilisatorischen Schutzfilm, der die Menschen normalerweise davon abhält, Dinge auszuprobieren, die man nicht ausprobieren darf. Sofsky gelangte bei seinen Analysen der nationalsozialistischen Massenverbrechen zur trüben Einsicht, dass die dem Gewissen innewohnenden Skrupel keine verlässliche Sicherung bieten, wenn Rechtsordnungen zerfallen. Keine Zivilisation ohne Gesetze, die notfalls mit Gewalt durchgesetzt werden. Der Mordfall von Perugia erschüttert auch diese Gewissheit. Nicht einmal die Aussicht auf rechtliche Verfolgung hielt die Täter davon ab, ihr Opfer qualvoll umzubringen. Sie töteten die Engländerin, weil es sich im Rausch des Abends so ergab und weil es ihnen Spass machte.

Der Schweizer Sozialstaat ist ein Zuwanderungsmagnet. Die Befürworter des freien Personenverkehrs mit Rumänien und Bulgarien weigern sich, die Fakten zur Kenntnis zu nehmen. Früher war es so: Wenn ein ausländischer Arbeitnehmer, der noch nicht lange in der Schweiz war, aus konjunkturellen oder sonstigen Gründen arbeitslos wurde, ging er

zurück in seine Heimat, weil er in der Schweiz kein Arbeitslosengeld kassieren konnte. Der deutsche Altkanzler Helmut Schmidt lobte das System in einem *Bild*-Interview deshalb als vorbildlich und sozialverträglich. Im Zeitalter des ungebremsten Grenzverkehrs ist alles anders: Ein EU-Bürger kann das volle Schweizer Arbeitslosengeld für fünf Jahre in Anspruch nehmen, wenn er nur einen Tag in der Schweiz gearbeitet hat. Einzige Bedingung: Er muss davor in einem Zeitraum von zwei Jahren mindestens 364 Tage innerhalb der EU gearbeitet haben.

Die bilateralen Personenabkommen sind Schönwetterverträge, wie sich in der anrollenden Rezession abzeichnet. Obschon die Krise die Schweiz noch gar nicht richtig erfasste, steigen die Arbeitslosenzahlen, vor allem unter Ausländern. Ende September 2008 betrug die Arbeitslosenquote unter allen Werkstätigen in der Schweiz gemäss Seco 2,4 Prozent. Ende Dezember wurde ein Anstieg auf 3 Prozent registriert (plus 25 Prozent). Unter den Schweizern waren Ende September 1,8 Prozent arbeitslos, Ende Dezember 2,1 Prozent (plus 17 Prozent). Drastischer fiel die Zunahme bei den Ausländern aus. Von allen in der Schweiz arbeitenden Deutschen waren Ende September 2,0 Prozent arbeitslos, Ende Dezember bereits 3,0 Prozent (plus 50 Prozent). Bei den Portugiesen betrug die Arbeitslosigkeit Ende September 3,7 Prozent, Ende Dezember 7,0 Prozent (plus 89 Prozent).

Es ist nicht anzunehmen, dass die ausländischen Arbeitslosen nach Hause gehen, um massive materielle Benachteiligungen in Kauf zu nehmen, weil die Schweizer Arbeitslosenkassen komfortabler ausgestattet sind als die deutschen und die portugiesischen. Die Schweizer Steuerzahler finanzieren in einem Abschwung die arbeitslosen Ausländer, und zu diesem Zeitpunkt dringen die Schweizer Behörden, Politiker und Wirtschaftsverbände darauf, die Grenzen auch für Länder zu öffnen mit noch viel tieferen Sozialstandards. Schon vor Jahren warnte der Münchner Ökonom Hans-Werner Sinn davor, dass die europäischen Ungleichheiten in den Wohlfahrtssystemen einen Sozialtourismus auslösen, der die wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit vor allem der reicheren Länder schwächt.

Die Statistik entlarvt die Befürwortungskampagnen der Schweizer Wirtschaft als naiv. Die steigende Ausländerarbeitslosigkeit verstärkt die sozialen Spannungen im Land und wirkt auf die Sozialsysteme kostentreibend. Die Mehrausgaben müssen über Steuern und Abgaben wieder eingetrieben werden, die in der Hauptsache die Schweizer Unternehmen bezahlen werden. Die kurzsichtige, bequeme und oberflächliche Bejahung des ungehinderten Personenverkehrs mit Bulgarien und Rumänien als wirtschaftspolitische Notwendigkeit läuft auf eine Schwächung unseres Wirtschaftsstandorts hinaus. Angesichts der Rezession wäre ein Notstopp zwingend.



Polarisiert: Widmer-Schlumpf. Seite 16



Kastriert: Ferkel. Seite 29



Ungeklärte Frage: Roma-Familie. Seite 12



Gut-Rapper: Musiker Greis. Seite 40

Aktuell

5 Editorial

11 Kommentar Europameister der Masern

12 Und ewig lockt die Guillotine

Selbst die Professoren sind sich uneinig, was ein Nein zur Personenfreizügigkeit für Folgen hätte. Wahrscheinlich ist: Der bilaterale Weg würde kaum zur Sackgasse

13 Politik In verfilzten Bahnen

14 Migration «Das Pro-Kopf-Einkommen sinkt»

15 Personenkontrolle Widmer-Schlumpf, Hayoz, Nause, Haldimann, Marty, Gilli, Blocher, Spuhler, Bigi

16 Titel Text

17 Die Deutschen Alle Gaza oder was?

18 Wirtschaft Den einen wird genommen

19 18 Fragen an Schülerin Milena Lüchinger, 13

20 Mörgeli Asylant des Jahres 2008

20 Bodenmann Nackte drei Könige

21 Medien Rettet den Biber!

21 Fernsehkritik der reinen Vernunft Sodomie 2009

22 Leserbrief

Hintergrund

24 Die Facebook-Epidemie

Das weltgrösste Sozialnetzwerk Facebook hat als Plauderbörse im Internet gewaltigen Zulauf

29 Eier ab

Ferkel werden kastriert, um nicht nach «Säuli» zu stinken

30 Job am Katapult

Bern: Machtfaktor persönliche Mitarbeiter der Bundesräte

32 Neulich im Elfenbeinturm

DRS 2 empört sich über Kritik am Hochkultur-Sender

34 Die Klimapolitik ist eingefroren

Wirtschaftskrise verdrängt globale Erwärmung

36 Marke Schnoddrigkeit

Helmut Schmidt ist zukunftsweisender denn je

37 «Nach uns der Untergang»

Der Iran hat die Hamas während Jahren finanziert

38 Alle haben sich so lieb

Der Irrtum, die «soziale Kompetenz» der Schüler zu steigern

40 Kuschel-Rapper

Greis, Bligg und Stress singen im Dienst der guten Sache

42 Die Schweiz ist nicht Hollywood

Die Filmförderung will Publikumserfolge

43 Hingabe und Verlangen

Schauspielstar Sunnyi Melles spielt in Zürich Theater

«Sie sehen mir über die Schulter, während ich schreibe. Meine drei Büro-Barbies.»

Die Schriftstellerin Milena Moser gratuliert in der *Weltwoche* von vergangener Woche Barbie, der Blondine schlechthin, zu ihrem fünfzigsten Geburtstag.

Verpasst?

Damit Ihnen das nicht nochmals passiert, gibt's die *Weltwoche* auch im Abonnement.

- Ich möchte die *Weltwoche* 10 Wochen lang für Fr. 30.– Probe lesen. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 27.– SL 001 L12 001 001
- Ich bestelle ein Jahresabonnement der *Weltwoche* für nur Fr. 203.–. Im Vergleich zum Einzelverkauf spare ich Fr. 97.90 FL 001 L12 001 001

Name, Vorname

Strasse, Nr.

PLZ, Ort

E-Mail

Coupon ausfüllen und einsenden an: Weltwoche Verlags AG, Abo-Service, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Oder abonnieren Sie die *Weltwoche* über Telefon 0800 80 44 80, Fax 043 444 50 91 oder www.weltwoche.ch/abo. Preise Inland inkl. MwSt., Stand 2009. Auslandpreise unter www.weltwoche.ch/abo.

Europameister der Masern

Von Matthias Meili — Die Schweiz zählt die meisten Masernfälle in Europa und exportiert sie selbst in die masernfreien Regionen der Welt. Ausgerechnet die Bessergestellten tragen die Schuld daran.



Fieber, Hüsteln, Schnupfen: Masern-Impfung.

Die Zahlen sprechen für sich, aber sie sprechen nicht für die Schweiz. Nirgendwo sonst in Europa sind im Jahr 2007 so viele Masernfälle aufgetreten wie hier. Dies zeigt eine Studie, die letzte Woche in der Fachzeitschrift *Lancet* veröffentlicht worden ist. «Wir gehören in der Tat zu den Problemländern», bestätigt Ulrich Heininger, Leitender Arzt am Universitäts-Kinderspital beider Basel und Fachmann in Impffragen. Auch in Deutschland, Rumänien, Spanien und Grossbritannien kam es gehäuft zu Krankheitsfällen.

Die Weltgesundheitsorganisation WHO hatte es sich zum Ziel gesetzt, die Masern in Europa bis ins Jahr 2010 auszurotten. Denn die Infektionskrankheit ist eine ernstzunehmende Gefahr – vor allem in Ländern mit deutlich tieferem Entwicklungsstand als in der Schweiz. Noch heute treten jährlich weltweit mehrere Millionen Fälle auf – 200 000 zumeist geschwächte Leute oder Kinder fallen der Seuche in Entwicklungsländern zum Opfer.

Mit Abstand am kränksten

Der WHO-Plan fällt wohl ins Wasser, zumindest wenn man den ernüchternden Ergebnissen der *Lancet*-Studie glaubt. Darin haben dänische Epidemiologen um Mark Muscat vom Statens Serum Institut in Kopenhagen alle registrierten Masernfälle in Europa der Jahre

2006 und 2007 untersucht. Über 12 000 Fälle wurden gemeldet. An vielen Orten des Kontinents sind noch Masernherde vorhanden, von denen sich die Viruskrankheit wieder ausbreitet. Die grössten liegen in der Schweiz. Im Jahre 2007 wurden hierzulande mit 1040 Masernfällen europaweit am meisten verzeichnet. Vor allem der relative Vergleich schockiert: Auf 100 000 Einwohner gab es in der Schweiz 13,9 Fälle, im ebenfalls noch Masern-betroffenen Deutschland sind es bloss 0,7 Fälle. Wir sind Europameister in Sachen Masern.

Selbst Länder, auf deren Entwicklungsstand wir geflissentlich herabzuschauen pflegen, stehen viel besser da. Die Türkei zählte 2007 drei Fälle, Kroatien null Fälle, Slowenien null Fälle, die Slowakei null Fälle, Portugal null Fälle. «Die Lage hat sich selbst heute noch nicht ganz beruhigt», sagt Virginie Masserey, Leiterin der Sektion Impfungen im Bundesamt für Gesundheit (BAG). «Auch im vergangenen Dezember haben wir wieder 38 Fälle gezählt.»

Masern werden oft zu den Kinderkrankheiten gerechnet. Das bedeutet nicht, dass sie nur Kinder kriegen können – sondern nur, dass die Krankheit derart ansteckend ist, dass sie uns meist schon im Kindesalter erwischt. Die Masern beginnen mit leichtem Fieber, Hüsteln, etwas Schnupfen. Erst nach ein paar Tagen erscheint der typische rotgepunktete Aus-

schlag, der dann langsam abklingt. Zuweilen gibt es Komplikationen. In 5 Prozent der Fälle tritt eine Lungenentzündung auf, die in seltenen Fällen tödlich endet. Noch gefürchteter sind die selteneren Hirnentzündungen, die in einem Drittel der Fälle tödlich enden. Die einzige wirksame Strategie ist die Impfung, die heute praktisch nebenwirkungsfrei ist und bereits im Kleinkindalter empfohlen wird.

Das epidemiologische Muster zeigt, dass das Auftreten der Masern direkt mit der Impfmoral der betroffenen Bevölkerung zusammenhängt. Über vier Fünftel der erkrankten Menschen waren nicht geimpft. Mindestens 95 Prozent einer Bevölkerung müssen jedoch geimpft sein, um die Erreger in Schach zu halten. In der Schweiz liegt die Durchimpfungsrate seit Jahren bei nur rund 85 Prozent.

Wie effektiv Masern durch konsequentes Impfen zurückgedrängt werden können, beweist die *Lancet*-Studie eindrucksvoll: In Finnland sind über 95 Prozent der Bevölkerung geimpft – hier wurde 2006 und 2007 kein einziger Masernfall registriert, die Krankheit gilt als ausgerottet. Ähnliches gilt für Slowenien, die Slowakei und Ungarn, wo die Impfung vorgeschrieben ist. Aber auch in Nord- und Südamerika ist das bereits gelungen. Doch jetzt durchkreuzt der reiche alte Kontinent dieses Ziel. Aus Europa importierte Krankheitserreger haben im masernfreien Südamerika bereits wieder zu grösseren Masern-Ausbrüchen geführt. Die Schweiz hat während der Epidemie, die in den letzten drei Jahren über das Land geflutet ist, 25 Fälle exportiert, davon 17 nach Europa, aber auch 7 Fälle auf den amerikanischen Kontinent. Deshalb liegt die Frage nahe, ob nicht ein Impfpflicht für Masern eingeführt werden müsste.

Sie impfen nicht

Ulrich Heininger ist vom Nutzen der Impfung überzeugt, trotzdem ist er gegen die Zwangsmassnahme: «Das wäre kontraproduktiv.» Denn anders als früher in den USA, wo sich vor allem Menschen aus tieferen sozialen Schichten in Impfabstinenz übten, ist die schlechte Impfmoral in der Schweiz heute ein Phänomen der Elite. Menschen mit höherem Bildungsstand und gutem Einkommen impfen ihre Kinder bewusst nicht oder nur teilweise. Sie wägen ab zwischen einem angeblich «natürlichen» Lebenslauf und den zu bekämpfenden Risiken. Bei Masern schlägt das Pendel offenbar auf die Seite der einkalkulierbaren Risiken – im Gegensatz etwa zu Keuchhusten und Starrkrampfpimpfung. Laut Ulrich Heininger kann deshalb davon ausgegangen werden, dass es selbst in der Schweiz nur wenige radikale Impfgegner gibt. «Der Impfwang im Falle der Masern wäre nur Wasser auf die Mühlen der Impfgegner», sagt Heininger. «Ich bin überzeugt, dass Information und Argumente wirksamer sind.» ○

Im Namen des Volkes

Von Alex Baur — Nach einer ferngesteuerten Publikumswahl erklären das Schweizer Fernsehen und die Ringier-Presse Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf zum Liebling der Massen.



«Absolut untadelig»: Kultfigur Widmer-Schlumpf.

Mit einem milden Lächeln und der sanften Stimme einer vom Schicksal schwer geprüften Frau nahm Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) am letzten Samstag ihre «Wahl» zur «Schweizerin des Jahres 2008» entgegen. Nach den Standing Ovationen gab die Geehrte die Huldigung zurück an «all die Leute aus dem Volk», die ihr in diesem «schweren Jahr» beigestanden seien: «Der Preis ist für uns alle miteinander.» Nun brachen alle Dämme.

Die kollektive Rührung hallte noch während Tagen in den Schlagzeilen nach: «Der Popstar der Politik», titelte *Blick*, «Erdrutschsieg» der *Bund*, von einer «schallenden Ohrfeige für die SVP und Blocher» berichteten simultan und wortgleich vier Blätter. «Jetzt muss sie nur noch singen, dann ist sie eine zweite Edith Piaf», schwärmte Nationalrat Ueli Leuenberger (Grüne), «jetzt hat das Volk bestätigt, dass ihre Wahl in den Bundesrat richtig war», jubelte BDP-Präsident Hans Grunder. Bundesrat Moritz Leuenberger (SP) ortete schlechthin ein «wieder erstarktes Vertrauen in die Politik». «Mit einer beispiellosen Quote von fast siebzig Prozent Stimmen wählte das Fernsehpublikum die BDP-Politikerin», resümierte das *St. Galler Tagblatt*.

Tatsächlich kann weder von einer «Quote» noch von einer «Wahl» die Rede sein. Denn das sogenannte Tele-Voting, mit dem die Siegerin

des Swiss Award auserkoren wurde, ist eine denkbar unzuverlässige Methode der Meinungsforschung. Wie bei sogenannten Ted-Umfragen kann jeder Zuschauer die Nummer seines Favoriten beliebig oft anwählen; die Kosten von achtzig Rappen pro Anruf halten derweile viele von einer «Stimmabgabe» ab. Mit organisierten Anrufraktionen lässt sich die vermeintliche Volksgunst zudem erkaufen.

Wer polarisiert, gewinnt

Bei den 209 828 Anrufen, die am Samstagabend beim Swiss Award registriert wurden, ist eine derartige Einflussnahme zwar schwer vorstellbar. Doch eine solche war auch gar nicht mehr nötig. Die Manipulation passierte schon vorher – sie liegt im System selber, bei der Vorselektion. Die Crux liegt darin, dass die Anrufer bloss jenen Kandidaten zustimmen können, die ihnen vorgegeben werden. Wer stark polarisiert, gewinnt bei diesem Verfahren fast automatisch. Wäre anstelle von Widmer etwa ihr Erzfeind Blocher zur «Wahl» gestanden, er hätte ein ähnliches Resultat erzielt. Nur stand Blocher, dessen Name wie ein lästiger Schatten über dem Spektakel hing, nie zur Auswahl. Das wiederum ist kein Zufall. Ein Blick hinter die Kulissen der vom Schweizer Fernsehen SF im Verbund mit dem Ringier-Verlag inszenierten Show entlarvt die «Volks-

wahl» vollends als eine von Anfang bis Ende gesteuerte Politfarce.

Die entscheidende erste Vorselektion der Kandidaten trifft eine achtköpfige Jury, die jeweils im Oktober tagt. Aufgeteilt in fünf Arbeitsgruppen, erstellen die Juroren eine Liste von fünf bis zehn Favoriten aus fünf Kategorien (Gesellschaft, Sport, Wirtschaft, Show, Politik). Die Gruppe «Politik» leitet SF-Chefredaktor Ueli Haldimann persönlich. Sekundiert wird er von den Nationalrätinnen Pascale Bruderer (SP), Christa Markwalder und Isabelle Moret (die zwei Letzteren gehören zum linken Flügel der FDP). Diese drei Politikerinnen hatten sich bereits bei Widmers Wahl in den Bundesrat als Blocher-Gegnerinnen profiliert. Die Portierung der Bündnerin am TV ist die logische Fortsetzung.

Nachdem die Jury im Plenum über die Kandidaten entschieden hatte, ging die Liste weiter an die sogenannte «Academy». Dieses Gremium setzt sich aus hundert mehr oder weniger prominenten Zeitgenossen zusammen und wählt nach einem Punktesystem die drei Finalisten pro Kategorie. In der Kategorie Politik hatte die Jury neben Widmer-Schlumpf sechs weitere Kandidaten zur Auswahl vorgelegt (wovon vier Sozialdemokraten). Die «Academy» schickte die Bündnerin schliesslich an der Seite von Rudolf Strahm und Thomas Minder ins Finale.

Erst jetzt konnten sich die Zuschauer per Telefon einschalten. Doch das «Rennen» war längst gelaufen, bevor es überhaupt begonnen hatte. Dies, zumal die meisten «Konkurrenten» von Widmer-Schlumpf dem Publikum kaum bekannt waren.

Um den Entscheid der «Academy» zu verstehen, reicht wiederum ein Blick auf die Liste seiner Mitglieder. Diese liest sich wie ein Who's who des linksliberalen Establishments. Unter einem Dutzend aktiver Politiker findet man kein einziges Mitglied der SVP (pro forma wird die Partei von Ringier-Liebling Adolf Ogi vertreten). Widmer-Schlumpfs Splitterpartei BDP dagegen ist mit den Nationalrätinnen Brigitta Gadiet und Ursula Haller prominent vertreten, ebenso die SP mit strammen Linken wie Franco Cavalli, Jean Ziegler, Claude Longchamp und Maria Roth-Bernasconi. Die bürgerlichen Parteien FDP (4 Sitze) und CVP (3 Sitze) werden derweil fast nur von notorischen Linksauslegern wie Dick Marty und Jean-François Roth repräsentiert. Nationalrat Filippo Leutenegger (FDP) ist weit und breit der einzige Polit-Promi in der «Academy», der nicht ins traute Bild passt.

Dass Widmers Gegenspieler, der geohrfeigte Christoph Blocher, von diesem Klub nie zur Volkswahl zugelassen wurde, versteht sich von selbst. Die Liste der Politiker, die von der «Academy» bislang nominiert und ausgezeichnet wurden, spricht für sich und rundet das Bild ab: Ruth Dreifuss (2002), Micheline

Calmy-Rey (2003), Jean Ziegler (2004), Franco Cavalli (2005), Dick Marty (2006), Carla Del Ponte (2007). Die Kür von Eveline Widmer-Schlumpf ist die Weiterführung der Sequenz.

Ein Schwall von Jubelberichten und Ehrentiteln für Widmer-Schlumpf ebnete das Terrain für das grosse Finale beim Swiss Award. Der Reigen wurde Anfang Dezember eröffnet mit der Vergabe der «Humorschaukel» beim Humorfestival von Arosa (Begründung: «Ohne fröhliches Gemüt wäre ich in Bern längst untergegangen»). Es folgten die Kür zur «Aufsteigerin des Jahres» (*Sonntagszeitung*) und die Aufnahme in den Rang der «Klassenbesten» bei *Sonntagsblick*.

Der Personenkult erreichte Anfang Jahr schon fast südkoreanische Dimensionen, als TV-Darling Kurt Aeschbacher zum Rückblick 2008 beim Schweizer Fernsehen eigens für die geliebte Mutter der Nation («ich bewundere ihren Mut, wo bleibt der Applaus») eigenhändig den roten Teppich ausrollte. In einer filmischen Einblendung wurde die Bündnerin auf die Stufe von Obama gehievt («Yes, we can»). Lediglich die *Schweizer Illustrierte* schaffte noch einen Zacken mehr: Sie verkündete Widmers Sieg eine Woche vor deren offizieller Wahl zur «Schweizerin des Jahres».

Hemmungslose Lobpreisungen

Als Begründung zur Nomination von Widmer-Schlumpf erwähnt der Staatssender SF auf seiner Website die «Kompetenz und Sachlichkeit» der «fleissigsten Frau im Bundeshaus». Die *Sonntagszeitung* pries neben der «einwandfreien Dienstleistung zugunsten des Volkes» den starken Charakter der «hochintelligenten, leistungsstarken und belastbaren» Politikerin. Für eine Reporterin des *Sonntagsblick* (Titel: «Absolut untadelig») wirkte sie «zerbrechlich wie ein Vögelchen ohne Nest» – und doch so ungemein mutig.

Die Journalisten lieben Widmer-Schlumpf so heftig, wie sie ihren Gegenspieler Blocher bekämpfen. Ungeachtet dessen bleibt das Ausmass der Verehrung mysteriös. Der Leistungsausweis, der sich hinter den Adjektiven versteckt, ist eher dürftig. Im Asylbereich verschlechtern sich seit dem Amtsantritt der neuen Justizministerin die Zahlen. Als Spitzenleistung wird allenthalben Widmer-Schlumpfs Einsatz «im Orkan der Finanzkrise» gepriesen. Zu Recht? Nach der Erkrankung von Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP) im letzten Herbst sprang die Kollegin für ihn ein, so wie das in einer internen Regelung vorgesehen ist. Die Regierung betraute sie damals mit der delikaten Aufgabe, dem Volk das milliardenschwere Rettungspaket für die UBS mitzuteilen, an dessen Entstehung sie zu einem Siebtel beteiligt war. Das reichte für den Titel.

MvH über seine «Swiss Awards»: Seite 51

Die Deutschen

Alle Gaza oder was?

Von Henryk M. Broder — So unbeholfen sich die Deutschen anstellen, wenn es um hausgemachte Probleme wie die rechtsradikale NPD geht, so entschieden beziehen sie Stellung im Nahostkonflikt.

Man kann den Deutschen vieles vorwerfen, nur nicht den Mangel an politischem Bewusstsein. Wenn in Passau der Polizeichef der Stadt unter ungeklärten Umständen niedergestochen wird, organisieren die Bürger eine Lichterkette, um «ein Zeichen gegen den Rechtsradikalismus» zu setzen. Es bleibt bei dem Zeichen, denn die zuständigen Stellen schaffen es auch nach Wochen nicht, den oder die Täter dingfest zu machen. Dafür erlaubt das zuständige Gericht der NPD, in Passau eine Demonstration abzuhalten – gegen die «Vorverurteilung» der Partei durch die Medien.

Wenn es die NPD nicht gäbe, müsste man sie erfinden. Sie gibt jedem Biedermann die Gelegenheit, sich von den «geistigen Brandstiftern» zu distanzieren, ohne auch nur einen Finger krümmen zu müssen. Dass die NPD verboten werden müsse, ist der harte Kern aller Reden, die mit «Gerade wir als Deutsche ...» anfangen und mit «Wehret den Anfängen!» enden. Dabei wird übersehen, dass ein Verbot der NPD vor fünf Jahren an dem Umstand gescheitert ist, dass sie von Agenten des Verfassungsschutzes durchgesetzt ist; würde das Amt die Agenten abziehen, gäbe es kaum noch etwas zu verbieten.

So unbeholfen sich die Deutschen anstellen, wenn es um hausgemachte Probleme geht, so entschlossen und kompetent zeigen sie sich, wenn sie Stellung zu aussenpolitischen Fragen beziehen. Ihr Spezialgebiet freilich ist der Nahostkonflikt. Seit feststeht, dass der Boden der deutschen Geschichte bis nach Palästina reicht, weiss jeder Rentner und jede Hausfrau, dass es die «Zionisten» sind, die den Palästinensern schweres Unrecht antun, und dass sich die Palästinenser nur wehren, wie es jeder Mensch tun würde, dem man Haus und Heimat geraubt hat. Das klingt, als hätten viele Deutsche den Verlust von Kattowitz und des Hultschiner Ländchens noch nicht verwunden, weswegen sie ihre nationalen Phantomschmerzen auf die Palästinenser projizieren, die ihrerseits von denjenigen unterdrückt werden, die Deutschland in die Niederlage getrieben haben: den Juden und ihren Verbündeten in den USA. Zwar wird betont, Israel habe ein Recht auf Selbstverteidigung – aber nur so lange, wie es von diesem Recht nicht Gebrauch macht.



Was man in diesen Tagen lesen, hören und sehen kann, gibt Grund zu der Annahme, dass es nicht die Palästinenser, sondern die Deutschen sind, die eine offene Rechnung mit den Juden begleichen möchten. Prof. Dr. Udo Steinbach, ehemaliger Chef des Hamburger Orient-Instituts, nennt die Hamas einen «Männerchor»; seine antisemitisch-antizionistischen Ausfälle, die er in öffentlich-rechtlichen Medien verbreitet, veranlassen das Institut zur Klarstellung, er spreche nicht im Namen des Instituts, das er viele Jahre geleitet hat.

In einem Aufruf zu einer Demo in Köln heisst es, die Palästinenser in Gaza hätten «ihren Protest durch selbstgebastelte Spielzeug-Raketen ausgedrückt», Hamas sei eine «Partei der Honoratioren, Rechtsanwälte, Ärzte, Beamten, Handwerker», das Ziel des Judenstaates sei «die Ausrottung, Vertreibung oder Versklavung der (semitischen) Araber durch die (turkstämmigen) zumeist atheistischen Zionisten». Bei einer Kundgebung in Berlin gibt es Jubel, als eine Rednerin erklärt, «die Palästinenser hätten das Recht auf Widerstand, das Recht, Raketen abzufeuern und Tunnel zu graben, die Palästinenser würden sich mit den vorhandenen Mitteln wehren wie die Vietnamesen gegen die USA und die Juden im Warschauer Getto». Fazit: «Gaza ist das Warschauer Getto von heute.»

Vor zwanzig Jahren wären das Äusserungen vom äussersten linken Rand des politischen Spektrums gewesen, wo man sich mit jeder Mörderbande solidarisierte, die sich «antiimperialistisch» und «antikapitalistisch» nannte. Heute tönt es so aus der Mitte der Gesellschaft, wo man über gewaltfreie Strategien zur Beilegung von Konflikten diskutiert. Bei Anti-Israel-Demos in Duisburg und in Mainz werden antisemitische Parolen («Tod den Juden!») gerufen und Hamas-Fahnen geschwenkt, die Polizei greift erst ein, als Gegendemonstranten die israelische Fahne entrollen; diese «Provokation» wird sofort unterbunden, um den friedlichen Verlauf der Kundgebungen zu garantieren.

Jetzt würde ich gerne resümieren, das alles wäre «typisch deutsch», denn: «Die Deutschen werden den Juden Auschwitz nie verzeihen (Zwi Rex).» Aber in der Schweiz ist es nicht anders. Was ist es, das die Schweizer den Juden nicht vergeben können?

Den einen wird genommen

Von Silvio Borner — Steigende Steuerlast und wachsende Staatsquote sind der Tod der liberalen Marktwirtschaft. Eine Nachhilfestunde für alle, die das nicht glauben wollen.



Umverteilung im grossen Stil.

Die Schweiz hat sich innert zweier Generationen von einer liberalen Marktwirtschaft zu einem Versorgungs- und Wohlfahrtsstaat entwickelt, der mit seinem Anteil der Zwangsabgaben von gegen 50 Prozent zur Weltspitze aufgerückt ist. Da wir bekanntlich in der besten aller Demokratien leben, entspricht dies offensichtlich dem Volkswillen und ist auch vom Ökonomen zu respektieren. Insoweit die Staatstätigkeit bei öffentlichen Gütern die Infrastruktur, Sicherheit oder Bildung betrifft, ist gegen steigende Staatsquoten aus politischer und ökonomischer Sicht wenig bis nichts einzuwenden. Die Leute bekommen und bezahlen, was sie (mehrheitlich) wollen!

Ganz so einfach ist es dann aber doch wieder nicht. Der Wohlfahrtsstaat betreibt Umverteilung im grossen Stil: Den einen wird genommen, um den anderen zu geben. In der Demokratie braucht es dafür Mehrheiten. Weil das Medianeinkommen tiefer liegt als das Durchschnittseinkommen, lassen sich relativ leicht Mehrheiten finden, die den Reichen etwas wegnehmen möchten, um es an die Ärmern zu verteilen. Bei der direkten Bundessteuer leisten die obersten 10 Prozent 70 Prozent des Ertrags, während die untere Einkommenshälfte praktisch nichts beisteuert. Unfreiwillige Umverteilung schafft immer Gewinner und Verlierer: Für die einen ist das soziale

Solidarität, für andere Enteignung gegen den eigenen Willen. Und da sind wir beim ersten Totschlagbegriff angelangt: den Steuergeschenken für die Reichen oder Unternehmen. Dieser Begriff geht davon aus, dass die gesamte Produktivkraft dem Staat gehört und daher von der Mehrheit angeeignet werden kann. Jede Erleichterung der Abgabenlast wird in dieser schiefen Betrachtung zum «Geschenk». Wer bereits von der Steuerpflicht befreit ist, kann nicht ein zweites Mal beschenkt werden. Deshalb sollen aus der Sicht der Nichtsteuerzahler die Steuern hoch bleiben.

Ein zweiter Punkt betrifft die sogenannten fiskalischen Illusionen, die dazu führen, dass sich Bürgerinnen ein zu rosiges Bild von der tatsächlichen Belastung oder den Steuerpreisen von öffentlichen Gütern machen. Beginnen wir mit der Steuerüberwälzung. Die Hundesteuer wird nicht vom Hund getragen, sondern vom Halter. Die Mehrwertsteuer oder Arbeitgeberbeiträge der Sozialversicherungen werden von Unternehmen bezahlt, aber auf Konsumenten und Arbeitnehmer überwälzt. Unternehmen und Hunde sind keine endgültigen Steuersubjekte; ihre Steuerrechnungen werden an Eigentümer, Arbeitnehmer und Konsumenten weitergereicht. Sie hemmen somit Investitionsanreize, schwächen die Kaufkraft der Konsumenten oder drücken die Löhne. Unterneh-

menssteuern zu senken, führt daher klar zu den stärksten Wachstumseffekten. Steuern verzerren die Preise und lenken das Verhalten – leider in falsche Richtungen. Anders liegen die Dinge bei Lenkungssteuern wie Tabak- oder Alkoholsteuern. Diese sollten den Konsum dämpfen und nicht einem fiskalischen Zweck dienen. Reine Lenkungssteuern sind daher vollständig an die Bevölkerung zurückzugeben – am besten via Senkung der schädlichsten Steuerarten wie eben der Kapital- und Gewinnsteuern bei Unternehmen.

Falsche Preise spielen im expandierenden Gesundheitswesen eine zentrale Rolle. Die Spitäler werden zu einem Grossteil durch den Steuerzahler finanziert, die bei den Patienten anfallenden Kosten durch Krankenversicherungsprämien und bescheidene Selbstbehalte. Die vielgeschmähten Kopfprämien der Krankenversicherung sind für die einkommensschwächeren Schichten nach unten verzerrt, weil mittlerweile fast die Hälfte der Bevölkerung Verbilligungssubventionen empfängt. Die künstliche Verbilligung von öffentlich erbrachten Dienstleistungen zugunsten bestimmter Alters- oder Einkommensgruppen führt ungewollt zu neuen Ungerechtigkeiten und Fehlanreizen. Letztere ergeben sich daraus, dass ab einer bestimmten Einkommensschwelle plötzlich die Steuerprogression zuschlägt, aber die staatliche Verbilligung von Krankenkassenprämien, Kinderkrippenplätzen oder andere Unterstützungsleistungen wegfallen, so dass sich diese Leute eindeutig schlechterstellen, als wenn sie mehr leisten und mehr verdienen würden.

Der Speckpapier-Effekt

Ein ganz anderer Grund für die Fehleinschätzung der Preise öffentlicher Investitionen oder Leistungen liegt in der Subventionierung durch höhere Staatsebenen. So finanziert der Bund Strassen und Eisenbahntunnel im Alpenraum mit, was bei den Kantonen wie Manna wirkt, das vom Himmel fällt. Der Bundesanteil kostet ja nichts, also investieren wir munter drauflos. Man nennt dies den Speckpapier-Effekt: Die Subvention bleibt an einem bestimmten Objekt kleben und verbilligt dieses in den Augen der lokalen Nutzer. In der Region Klosters etwa ist weitherum sichtbar ein schweres Fettpapier angeschwirrt und am Vereinatunnel und an der Umfahrungsstrasse hängengeblieben. Der Neue Finanzausgleich hat hier ein wenig mehr Kostenwahrheit gebracht. Doch die wirkliche Bremse für die Ausdehnung des Staatsanteils ist der Steuerwettbewerb zwischen den Kantonen und Gemeinden, der aber wiederum von denselben Kreisen durch Steuerharmonisierung ersetzt werden soll, die sich über angebliche Steuergeschenke empören.

Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Nüsschenbilanz

Von Güzin Kar

Zusammen leben ist immer gleiches Modell: Frau ist viel rede, Mann ist viel Kopfweh, beide zusammen ist eine Person zu viel.»

Riccardos Bilanz aus fast fünfzig Jahren Geschlechtsreife, einem halben Jahrhundert voller Wirrnisse, Hoffnungen, Zwist und Streitereien, fällt ernüchternd aus. In jungen Jahren glaubte er noch an die Liebe, damals, als ihm die schielende Gaetana auf dem Schulweg aufgelauert und ihn mit Bonbons gefügig gemacht hatte. Erste Zweifel kamen ihm als Siebzehnjährigem, als ihm eine holländische Touristin erst mit Hilfe einiger Drinks den Kopf und andere Körperteile verdrehte und verknotete und dann über Nacht nach Holland abreiste. Ohne Nachricht an Riccardo, dafür mit dem Barkeeper im Gepäck.

Während seiner langjährigen Ehe – «mini persönliche Guantánamo» – und insbesondere in den neun Monaten ihrer «andere Situation» wurden die Zweifel zur Gewissheit: «Jede Nacht machi renne zu Tankstelle für holer Glace und Gurke, aber egal, was bringe, ist immer falsch Gurke und falsch Glace.» Ein Mann könne es einer Frau eben nie recht machen. «Jetzt bini solo bleibe und fernsehe bis tot!»

Um sein geliebtes Sofa nie mehr verlassen zu müssen, wollte er sich mit einem Berg Fertigpizzen, Bier und Salznüsschen einbunkern. Wie er im Supermarkt die Tiefkühlregale ausräumte, bemerkte er, wie ihn ein etwas älteres, aber deshalb nicht minder attraktives Fräulein verfolgte. Ein freiheitsliebender Mann wirke nämlich anziehend auf die Damenwelt, mit und ohne Bierbauch.

Aber seinem Grundsatz treu bleibend, drehte er sich um und sagte geradewegs ins imposante Décolleté: «Entschuldigung, aber bini nid Verfügung. Sie müsse suche andere Idiot!» Die Dame hob eine Tüte Salznüsschen auf, die heruntergefallen sein musste, schüttelte sie und fragte: «Gehört das Ihnen?» Und bevor er sich's versah, hatte er ein Nüsschen im Mund und eine Hand an der Lende. Flugs habe sich Riccardo vorgenommen, seine wohl fehlerhafte Bilanz aus den vergangenen fünfzig Jahren neu zu überdenken, und es sei ihm herausgerutscht: «Natürli gehöre de Nussli mini, aber bini sofort bereit teilen.»

Seither schütteln Riccardo und Beetli ihre Tüten und teilen ihre Nüsse. Ein Zwischentotal, mit dem beide ganz gut leben können.

Güzin Kar ist Drehbuchautorin und Regisseurin. Mehr von Güzin Kar auf www.guzinkar.com

Namen

Samuel Wurzelbacher — Bei einer Wahlveranstaltung Barack Obamas hatte sich der kahle Klempner als Joe vorgestellt und die Steuerreformpläne des Kandidaten angezweifelt. Obamas Gegenkandidat John McCain lud ihn zu sich aufs Podium, und plötzlich war «Joe the Plumber», der in Wahrheit Samuel heisst, republikanisches Symbol des kleinen Mannes, der sein hart erarbeitetes Geld nicht dem Fiskus hinwerfen will. Dem Klempner gefiel die Berühmtheit. Er nahm einen Agenten und versprach ein Musikalbum. Es kam anders. Der Internet-Sender PJTV – PJ für Pyjamas – entsandte Wurzelbacher als Korrespondenten in die Nähe des Gazastreifens, wo er am Sonntag eine von Raketen zerstörte Wohnung aufsuchte: «Da sass eine vierköpfige Familie vor dem Fernseher, und dann kommt die Rakete. Niemand in Amerika muss mit so etwas umgehen. Ich wünsche, ich könnte mich besser ausdrücken. Aber ich bin kein Reporter. Ich suche keine Geschichten, sondern die Wahrheit. Da die Berichterstattung der Medien einseitig gegen Israel ist, will ich die Fakten zeigen.» (bs)

Nicole Kidman — Nach der Premiere von «Australia» sagte sie: «Ich kann diesen Film nicht ansehen und stolz sein auf meine Leistung. Ich konnte kaum hinschauen.» Das sagt



Weggespritztes Talent: Schauspielerin Kidman.

die scheue Australierin bei fast jeder Premiere, diesmal mit Grund. Die Kinozuschauer, die hinsahen, wissen nun, dass man Talent nicht nur verschwenden oder brachliegen lassen kann: Man kann es auch mit Botox wegspritzen. Fast drei Stunden lang sieht man Kidman kämpfen, lieben und verzweifeln, ohne dass auf der

hohen, weissen Stirn der Hauch einer Regung auszumachen ist. Ein Kritiker fühlte sich an eine Kunstharzplatte erinnert, «an der man mühelos Eier aufschlagen könnte». (bs)

Tom Jones — Er war Staubsaugervertreter und sang 1965 den Titelsong des Films «What's New, Pussycat?». Und natürlich: «Sex Bomb». Die Frauen warfen ihre Hörschen auf die Bühne, Tom Jones war der Tiger. Jetzt hat er ein neues Album, «24 Hours», das weitaus seriöser klingt als frühere Platten. Was in seinem Fall heisst: weniger testosteronlastig. Und auch wenn Jones in den vergangenen Jahren unter



Spuren des Alters: Sänger Jones.

tatkräftiger Mithilfe von Medizinern den Spuren des Alters zu Leibe gerückt ist, so scheint es doch, dass er nun der Tatsache ins Auge sieht, dass er eben schon 69 ist. Dass gewisse Performances nicht mehr ganz so glaubwürdig wirken. Oder zumindest nicht mehr die frühere Wirkung entfalten. So sagt er selbstkritisch in der *Welt*: «Es ist, zugegeben, heute nicht mehr so aufregend, wenn ich mein Hemd ausziehe.» *Indeed, Mr Jones.* Das Stöhnen der Frauen hat jetzt andere Gründe. (bwe)

Versace — Hoffen Sie nicht auf Versace-Schnäppchen im Winterausverkauf. Das Haus liess verlauten, es wolle wirklichen Luxus bieten und sei nicht an jungen Kundinnen interessiert, die sich für weniger als 500 Franken die Handtasche ihrer Träume an den Arm hängen wollen. «Unsere üblichen Kunden stehen beim Januar-Ausverkauf nicht Schlange bei uns, sondern sind auf den Skipisten von Sankt Moritz oder mit dem Boot in der Karibik. Die Ausverkaufspolitik ruiniert den Luxusmarkt, den man schützen sollte.» Vor den Eleganzgelüsten des Mittelstands? (bs)

Monika Fasnacht — Die Ehe der Jasskönigin ist am Ende. Sie hielt nur zwei Sommer, wie der *Blick* dramatisch titelte. Ab sofort also keine gemeinsamen Spaziergänge mehr mit Gatte Patrick Engeli und der Patchwork-Hundefamilie, bestehend aus Pira (von ihm), Simba (von ihr) und Filou (gemeinsam angeschafft). Weil: Monika Fasnacht hat einen Neuen. Aufhorchen liess ihre Begründung für das Scheitern der Beziehung: «Es gab ein paar gravierende Dinge, die unsere Ehe unmöglich gemacht haben. Wir haben ein Problem, über das wir aber nicht reden wollen.» Da beginnt der geneigte Leser natürlich zu sinnieren. Weshalb sich der Verlassene («Ich bin ein armer Hund») beeilt, einen Tag später im selben publizistischen Organ mitzuteilen, es sei weder um Sex noch Geld noch Sucht gegangen. Jetzt wird selbst die unbedarfte Leserin misstrauisch. Und vermutet maliziös: Oh doch. (*bwe*)

Désirée Nick — Die bisher einzige Queen der Serie findet «Dschungel-Camp» im Rückblick deutlich erholsamer als das wahre Leben: «Als Artistin trage ich ständig meine Haut zu Markte und muss den Clown machen. Im Vergleich dazu waren die vierzehn Tage im Camp die leichteste Zeit meines Lebens.» Enttäuschend an der jetzigen Staffel findet sie, dass viele Teilnehmer nahezu unbekannt sind: «Hätte Marco nicht diesen wunderbaren Nachnamen, den Dirk Bach sicher gern in den Mund nehmen wird, dann wäre der garantiert nicht dabei.» Dass eine der neuen Kandidatinnen in der Lage ist, sie zu entthronen, bezweifelt Nick. Eine Chance räumt sie allenfalls der mager-süchtigen Moderatorin Gundis Zábó ein: «Die hat ihr Leben lang das Kotzen trainiert und auf Nahrung verzichtet. Da ist sie im «Dschungel-Camp» im Paradies.» (*bs*)



Wie im wahren Dschungel: Kabarettistin Nick.



Auf der schwarzen Liste

Man muss unseren Kolumnisten nicht einladen, das nimmt er sportlich. Aber als man ihn an den Swiss Awards nicht wollte ... Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in Oerlikon, fast *chez moi* also, die sogenannte Swiss-Award-Gala fand statt. Wenn es nach den Verantwortlichen des Schweizer Fernsehens gegangen wäre, wäre ich ganz zu Hause geblieben (oder auf jeden Fall nicht in das Hallenstadion hineingelassen worden; der Swiss Award ist eine Veranstaltung des SF unter anderen). Das ist im Grunde schade. Wäre ich einfach reingekommen, hätte ich einfach über das *beef* des Anlasses geschrieben. Etwa: «**Tim Wielandt**, Mister Schweiz 2007, kam alleine. Ist es aus?» Und «**Jennifer Ann Gerber**, Miss Schweiz 2001, ebenfalls, das heisst mit einem *walker* (Visagist von Beruf). Ist sie wieder Single? Oder etwa mit Boris Becker zusammen?»

Im Grund bin ich ein «Ubi nihil vales, ibi nihil velis»-Typ (Wo du nichts wert bist, sollst du nichts wollen). Aber im Business gewinnt man damit keinen Blumentopf (und keinen dritten Platz bei «Journalisten des Jahres», Kategorie «Kolumne», der Zeitschrift *Schweizer Journalist*). Darum konnte ich es nicht gut sein lassen, als es hiess: «Danke für Ihr Interesse am «Swiss Award». Eine Akkreditierung für den VIP-Apéro ist jedoch nicht möglich.» (Der «VIP-Apéro» findet vor der Livesendung statt, dort darf man mit Prominenten reden.) «Was ist das Problem?», fragte ich. Ich meine, ich habe mich zeitig akkreditieren lassen, vergangenes und vorvergangenes Jahr berichtet, nicht vom Finger-Food eingepackt, keine Nominierten aus der Romandie bzw. dem Tessin gefragt «Who are you?» ... (Antwort: kein Platz mehr, schon genug Journalisten akkreditiert, zum

Beispiel elf von der *Schweizer Illustrierten*, Gruss, Media Relations SF.)

Das geht gegen die *Weltwoche*, meinte ich. (Urs Paul Engeler, ein Redaktor, schrieb kritisch über das Fernsehen, kann man sagen, und Roger Köppel, mein Verleger, hatte einmal eine Meinungsverschiedenheit mit **Ingrid Deltenre** und **Sacha Wigdorovits**, ihrem Freund und Besitzer eines Public-Relations-Büros.) Das störte mich ein wenig – wenn schon geblacklistet, dann wenigstens erstens, weil ich MVH bin, und zweitens von Wachter, Durrer, Meroni oder Affentranger, mittelgrossen Chefs immerhin, und nicht von einem *new kid*-Redaktor. Doch dann erzählte mir mein Maulwurf, der gerade im SF-Media-Relations-Büro war, es sei nicht gegen die *Weltwoche*, habe er mitgehört – sondern gegen mich persönlich («Der ist nicht erwünscht; das kommt von oben»). So ist es dann schon fast in Ordnung.

Ich war trotzdem an dem «VIP-Apéro», klar. («Du bist kein Kolumnist, wenn du dich nicht in ein Zelt bluffen kannst», sagte Taki Theodoracopulos, mein Vorbild, als ich ihn einmal fragte, ob er mich ins Haus des Eagle Ski Club auf dem Wasserngrat führen könne.) Zu Deltenre sagte ich vor Ort: «Danke für das Nicht-einladen, Ingrid.» Sie antwortete, davon wisse sie nichts resp. das könne nicht sein, ich sei willkommen. Und sie fragte: «Warum hast du nicht mich angerufen?» (Das hatte ich getan, vor zwei Jahren – es gab schon einmal einen *hiccup* mit meiner Akkreditierung. Ich solle den Dienstweg einhalten, sagte sie damals.)

Kurz vor der Livesendung traf ich **Urs Rohner**, Mitglied des Executive Board der Credit Suisse, was mich freute (wir lernten uns vor einem Jahr kennen, privat, beim Frühstück in einem Restaurant; er blieb mir als sympathisch und smart in Erinnerung). Er freute sich nicht, so sah es aus. Er sagte, alles, was ich jemals geschrieben habe über seine bzw. die Zusammenarbeit seiner Arbeitgeberin mit dem Zurich Film Festival, sei falsch gewesen (CS ist Geldgeberin des Filmfests). Das trifft einen. Ich finde nämlich, ich sei faktentreu; seit neunzehn Jahren im Geschäft, und Anzahl Fälle, in denen ein Richter oder der Presserat gegen mich entschied – *zero* (doch ich bin auch «einzigartig frech in der unterwürfigen Welt der Society-Reporter», Jurystimme *Schweizer Journalist*). Nur habe ich, nebenbei, nie etwas behauptet in dieser Sache, sondern Fragen gestellt, auch dem zuständigen Mitarbeiter der CS («Wie kam Zurich zu seinem Film Festival?» etc.), Antworten oder einen Rückruf gab es nicht.

Den Swiss Award Kategorie «Gesellschaft» (das Gebiet, das mich und meine Leser am meisten interessiert) übrigens hat **Giovanni Lombardi** bekommen, ein auf Tunnelbau spezialisierter Ingenieur und Tessiner.

Im Internet

Hören Sie diesen Artikel auf www.weltwoche.ch/audio

Der Unsichtbare

Von *Alix Sharkey*

Er wurde 1957 in der belgischen Provinz Limburg geboren, studierte an der Royal Academy of Fine Arts in Antwerpen und war drei Jahre lang Mitarbeiter von Jean Paul Gaultier, bevor er 1988 sein eigenes Label gründete. Von 1988 bis 2002 entwarf er Damenmode für Hermès. 2004 verkaufte er die Mehrheitsbeteiligung an seiner Firma an Renzo Rossos Diesel-Konzern. Sonst kennt man von Martin Margiela kaum mehr als seine Arbeit, aber die spricht dafür Bände.

Zwei Jahrzehnte lang hat Margiela die Werte und Grenzen der Mode erforscht. Am Anfang hatten seine Entwürfe mit ihren freiliegenden Nähten, ausgefranstem Säumen und verkehrten Proportionen – die zudem oft aus künstlich gealterten Textilien oder Secondhand-Stoffen bestanden – den Beigeschmack von effekthascherischem Geltungsdrang. Dabei scheute er das Rampenlicht. Als einer der ersten Designer, die lieber mit «echten Menschen» statt mit Models zusammenarbeiteten, setzte er seine Laufstege in Cafés, ausrangierten U-Bahn-Wagen und verfallenen Gebäuden in Szene. Auch hierarchische Sitzordnungen wurden verworfen. Verspätet man sich bei einer Margiela-Modenschau, muss man sich mit einem Stehplatz begnügen, auch wenn man sich für noch so wichtig hält.

Heute reicht sein Einfluss von der Strassenkleidung bis zur Haute Couture, und doch bleibt er unsichtbar. Er gibt keine Interviews; keine Fotos sind in Umlauf; nichts vom üblichen Drum und Dran des Designer-Ruhms. Das Label in seinen Entwürfen ist ein weisses Rechteck mit einer Reihe von Zahlen, die Damen- oder Herrenmode, Kollektion und Grösse bezeichnen. Seine Filialen sind grundsätzlich weiss gehalten, die Mitarbeiter tragen weisse Laborkittel. Es ist, als habe Andy Warhol entschieden, seine Factory als Kollektiv zu betreiben, und verweigere öffentliche Auftritte oder die Verantwortlichkeit für seine Produktion.

Margielas Kleidungsstücke sind quasi umgedrehte Konstruktionsskizzen; Entwürfe, die kulturell vorgegebene Begriffe von Eleganz und Schönheit hinterfragen. Ironischerweise löst dieser kopflastige Ansatz ästhetische Reaktionen aus und keine intellektuelle Auseinandersetzung. Seine Handschrift ist unverkennbar. Und doch bleibt der schwer fassbare Mr Margiela trotz eines Umsatzes von achtzig Millionen Dollar im letzten Jahr und der Anerkennung durch Marc Jacobs, Alexander McQueen, Rei Kawakubo und ihresgleichen ein Rätsel.

Aus dem Englischen von **Ulrich Blumenbach**
Illustration: **René Habermacher**



Umgedrehte Konstruktionsskizzen: Kleid von Martin Margiela.

«Die schönsten Perlen sind die Südseeperlen»

Die Goldschmiedin Beatrice Rossi über vulgären Schmuck, die korrekte Aufbewahrung von Perlen und die Frage, was Männer tragen können.



«Der natürlich gewachsene Stein ist einmalig»: Schmuckliebhaberin Rossi.

Welches ist Ihr liebster Edelstein?

Für mich ist die Fülle an Steinen spannend. Ich liebe Diamanten genauso wie Koralle oder Bergkristall.

Bei den Halbedelsteinen?

Dieser Begriff wurde aufgehoben. Heute unterscheidet man zwischen Edel- und Schmuckstein.

Mögen Sie Insekten in Bernstein?

Ich habe viel Bernsteinschmuck angefertigt, allerdings immer ohne eingeschlossene Insekten. Als Objekt finde ich das toll, aber ich möchte kein Insekt um den Hals tragen.

Welche Steine haben das grösste Entwicklungspotenzial?

Als Anlage der Diamant, aber auch seltene Rubine wie der Burma-Rubin oder Saphire aus Kaschmir, in feinsten Qualitäten, sind interessant.

Wie findet man die Juwelierin oder den Juwelier seines Vertrauens?

Indem man die Schwellenangst ablegt. Aus dem Gespräch und der Handschrift des Juweliers ergibt es sich dann, ob man einander findet oder nicht. Ebenso auf Empfehlung und aus familiärer Tradition.

Der unvergängliche Diamant gilt als Liebesbeweis. Was ist wichtiger, Grösse oder Reinheit?

Dass er von Herzen geschenkt wird und zur Frau passt, die ihn erhalten soll.

Was halten Sie von Modeschmuck?

Für guten Modeschmuck hege ich Respekt, etwa für Stücke von Elsa Schiaparelli. Aber die Begeisterung hält sich, da ich Goldschmiedin bin, in Grenzen.

Synthetische Steine sind reiner als Naturedelsteine. Was spricht dafür, echte Steine zu kaufen?

Der natürlich gewachsene Stein ist einmalig. Perlen haben ein ältliches Image. Zu Recht? Absolut nicht.

Die schönsten Perlen?

Für mich Südseeperlen.

Wie sind Perlen zu pflegen?

Auf keinen Fall sollten sie mit Parfüm oder Haarlack in Kontakt kommen, sonst verlieren sie ihren Glanz. Zur Aufbewahrung: nicht mit anderem Schmuck, am besten in einem weichen Tuch. Damit kann man sie auch von Zeit zu Zeit sehr sanft reinigen.

Wie ist anderer Schmuck aufzubewahren?

Am besten in einer Schmuckschachtel, wenn möglich separat, damit etwa die Steine keinen Schaden nehmen und keine Kratzer passieren.

Was für Schmuck gefällt Ihnen an Männern?

Am wichtigsten finde ich die Uhr, und sonst gefallen mir noch Manschettenknöpfe. Ich bin da eher konservativ. Halt, den Ehering finde ich ebenfalls schön.

Welchen Schmuck empfinden Sie als vulgär?

Schmuckstücke, die zu gross sind, gemessen am Körper ihres Trägers.

Sind bei Edelsteinen Trends auszumachen?

Steine, bei denen man von einer gewissen Wertbeständigkeit ausgehen kann. In den letzten Jahren waren Farbsteine sehr en vogue, bedingt auch durch die Mode.

Mögen Sie Schmuckuhren?

Lieber halte ich Schmuck und Uhren auseinander. Es gibt jedoch sehr schöne Stücke.

Sind Geldklammern aus Gold stilvoll?

Jawohl, sowohl in Gold, Platin als auch in Silber.

Früher schenkten die Männer zu Hochzeitsjubiläen Schmuck. Ist das immer noch so?

Dieser Brauch hat sich erhalten. Auch zur Geburt eines Kindes wird Schmuck geschenkt.

Wer bekommt mehr Schmuck: Ehefrauen oder Geliebte?

Darüber führe ich kein Buch.

Welche Goldlegierung ist am gefragtesten?

Zurzeit Weiss- und Roségold.

Glauben Sie an magische Steine?

Ich glaube zumindest, dass Steine positiv Einfluss nehmen können. Von «magischen Steinen» zu sprechen, erscheint mir allerdings doch leicht übertrieben.

Ihr preiswertestes Schmuckstück?

Wenn jemand mein Geschäft schmucklos, jedoch voller Freude verlässt. Wir haben Ohrstecker oder Anhänger für ein paar hundert Franken. Man kann mit wenig etwas Gutes machen.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.



Auto

Das Distinktionsmerkmal

Ein Bentley zeugt nicht nur von Klasse und Stil. Er ist zusätzlich der Beziehung förderlich. *Von Ulf Poschardt*

Eine bessere PR-Frau als Gräfin Maltzan kann sich Bentley nicht wünschen: Sie lebt, auf lässige Weise, jenes Mass an Distinktion vor, das der britischen Automarke gut ansteht. Auch wenn Bentley als VW-Tochter in Berlin frei von jedem Dünkel ganz nahe bei den Showrooms von Volkswagen, Seat oder Skoda thront und nur Bugatti als hyperelitäres Gegengewicht hat, bleibt hier vieles nobel. Als im Spätherbst letzten Jahres zum zweiten Mal das Navigationsgerät aus meinem Familienkombi geklaut wurde und dieser in die Werkstatt musste, garierten die Testwagenplanungen durcheinan-

der. Ein kurzer Anruf bei Gräfin M. genügte, und wenig später stand ein Bentley-Cabrio in dunkelsten, schwarzen Metallic-Farben in der Tiefgarage, mit rotem Leder und jenem feinen Duft, der dieses Auto auch mit verbundenen Augen sofort besonders wirken lässt.

Der Vandalismus gegen vermeintlich und offensichtlich wertvolle Autos hat in Berlin im vergangenen Jahr zwar einen Höhepunkt erreicht; der Gedanke daran verflieg jedoch schnell im Bentley, dessen unaufgeregter Prunk derart sedative Wirkungen zu haben scheint, dass ich an Ampeln oft als Letzter losfuhr. Träumend, klassischer Musik lauschend, in mich selbst verkapselt – dank der Laufkultur des Motors und dem knackigen Halt der Ledersitze (in Rot!) entspannt. Niemand hupt einen Bentley-Fahrer an. Bestenfalls rollen die hinter einem Wartenden etwas dreist an die Stossstange heran. Doch in jenem Fahrzeug bleibt jedes Gefühl der Bedrohung aussen vor. Es fungiert als Kreuzung zwischen einer Burg und einem Embryontank.

Die 560 PS aus dem grosshubigen Zwölfzylinder ermöglichen wuchtiges Beschleunigen

ohne Aufregung. Der Test mit meiner Freundin fiel eindeutig aus: Ähnliche Beschleunigungswerte in einem tieferen und engeren Sportwagen führen zu Mahnungen und mitunter lauterem Bemerkungen: Im Bentley bleibt sie ruhig. Telefoniert weiter mit Eltern und Freunden und wundert sich anschliessend nur, wie ausnehmend schnell wir von A nach B gekommen sind. Für Männer, die gerne schnell fahren, und deren Frauen, die eher ausgeglichen sind, ist der GTC die beziehungsfreundlichste Wahl – es gilt dies natürlich auch für schnelle Frauen mit ängstlichen Beifahrern.

Das Cabrio ist wintertauglich und macht den GTC zum Ganzjahreswagen. Dank der Automatik und den vielen Fahrhilfen, beim Einparken zum Beispiel, eine Anspruchslosigkeit im Alltag, die jeden Piloten chillt. Einziges Manko: der Verbrauch. Dennoch: Dank Frau Maltzan habe ich die Freude am Autoluxus in dieser eisigen Jahreszeit nicht verloren. Danke.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Im Internet

Hören Sie diesen Artikel auf www.weltwoche.ch/audio

Bentley GTC

Hubraum: 5998 ccm, Leistung: 560 PS
Höchstgeschwindigkeit: 312 km/h
Preis: 319 950 Franken



Gegenzauber

Von Peter Rüedi



Wein ist Glaubenssache, sein Genuss eine subjektive Wahrnehmung. Daher das ganze kerzenilluminierete Brimborium, mit dem seine Priester (die Sommeliers) für die Gemeinde (uns) das Wunder inszenieren. Klar gibt's auch objektivierbare Eigenschaften, zumindest haben sich die Kardinäle der Glaubenskongregation (die sogenannten Weinpäpste) auf ein paar geeinigt. Aber mit aller Eloquenz können die mir einen Wein nicht schönreden, der mir zum Beispiel einfach deshalb nicht schmeckt, weil ich einen miesen Tag hinter mir habe. Ich meine ja nur: Das meiste, was über Wein und also auch in dieser Kolumne behauptet wird, hat eine Kehrseite.

So ist noch kein Monat vergangen, seit ich mich über die Maxime mokierte, nach der man in grossen Jahren kleine, in kleinen grosse Weine kaufen sollte. Und schon liefere ich den Beweis für deren Richtigkeit. Er heisst Château La Grange Clinet, stammt aus dem Bordeaux-Jahr 2005 und einer etwas verkannten Appellation, den Premières Côtes de Bordeaux. Die liegt vis-à-vis der ungleich nobleren Zone Graves am rechten Ufer der Garonne und ist ein weites Feld für Überraschungen. Diese Flasche ist so eine. Auch wenn wir die *église* im *petit village* lassen und den La Grange Clinet nicht zu einem Pape Clément hochjubeln wollen: Zumindest in der Ausgabe 2005 ist der viel mehr als ein akzeptabler täglicher Tischwein. Keine Bombe an Konzentration, Alkohol und Tanninen, dafür ein fruchtig schwarzbeeriger, eindrücklicher Wein. Er kommt aus einem naturbelassenen Biotop mit Mischvegetation, besteht aus zwei Dritteln Merlot und etwa je einem Sechstel Cabernet Franc und Cabernet Sauvignon, für die Vinifikation zeichnet Mme Cécile Feret (die früher für Haut-Bailly arbeitete), und er ist eine helle Freude. Allerdings gewinnt er noch beim Dekantieren, erreicht wohl überhaupt erst in zwei, drei Jahren seinen Höhepunkt. Glaubenssache? Schon. Aber die verdient einen Schwur: dass der La Grange Clinet 2005 schon heute der rechte Wein ist, einen schlechten Tag in einen guten zu verwandeln.

Château La Grange Clinet 2005. Premières Côtes de Bordeaux. 13%. Gazzar, Ecublens. Fr. 11.84 (daniel@gazzar.ch; www.gazzar.ch)

Zähmung der Zwiebel Suppe

Wie ein Arzt checkt der Koch seine Gäste, ehe er einen erfreulichen Medikamenten-Mix zusammenstellt. Von Julian Schütt

Oft muss man einen herkömmlich-simplen Ablauf nur minimal auf den Kopf stellen, und schon entsteht eine belebende neue Atmosphäre: In der «Braui» im luzernischen Hochdorf kommt die Küche nicht zum Gast, sondern der Gast geht zuerst in die Küche. Dort erwartet ihn die Frage: «Was essen Sie nicht?» Gestellt vom Küchenchef Werner Tobler persönlich. Die Antwort des Gastes liefert offenbar ein ziemlich exaktes Röntgenbild seiner Gourmet-Tauglichkeit. Danach stellt Werner Tobler das Menü zusammen, so wie ein Arzt den Medikamenten-Mix, nur günstiger (meist unter hundert Franken).

Der Koch hofft allerdings, dass der Gast möglichst krank ist, kulinarisch geschädigt, das heisst unheilbar genussüchtig und damit offen für Experimente. Wobei Werner Tobler auch bei seinen Gängen oft von herkömmlich-simplen Rezepten ausgeht, sie nur minimal auf den Kopf stellt, interpretatorisch umstülpt, und schon entsteht ein ganz neues kulinarisches Erlebnis. Am deutlichsten lässt sich das an diesem Abend bei der selbst für emp-

findliche Mägen geeigneten Zwiebel Suppe beobachten: Mit Weisswein, einem guten Fond und Rahm hat Tobler die Zwiebeln gezähmt, und das nun sanfte Geschmacksbouquet der Suppe bringt das ebenfalls empfindliche Aroma der darüber gescheibelten Périgord-Trüffeln wunderbar zur Geltung.

Werner Tobler, ein dankbarer Schüler von Eckart Witzigmann in München, behandelt die Produkte so liebevoll, dass seine Lieferanten, mehrheitlich aus der Region, fast alles für ihn tun. So stellt ihm eine Nonna aus Hochburg filigrante Orechiette her (vier Stunden brauche sie für ein Kilo Mehl). Tobler kombiniert die Teigwaren – unorthodox, aber überzeugend – mit Eglifilets aus dem Bodensee. Entzückend auch das Limousin-Entrecote auf getrüffeltem Wirsing mit Kartoffelmousseline. Mit Fantasie und viel Kochlogik wird den Gerichten der Schnickschnack ausgetrieben. Da ist nichts Fettes, an dem man würgt.

Restaurant Braui. Brauiplatz 5, 6280 Hochdorf LU. Tel. 041 910 16 66. www.restaurantbraui.ch



Unorthodox, aber überzeugend: Küchenchef Tobler in der «Braui» in Hochdorf.

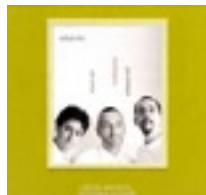
Spieldosenzauber

Von Peter Rüedi

Hat sich der Jazz aus dem Staub gemacht? Nein. Er hat sich nicht verflüchtigt, sondern verflüssigt. Er dringt in die Ritzen anderer Musiken ein, schmuggelt sich in deren Immunsystem und bewirkt so die erstaunlichsten Entzündungen oder gar Mutationen. Er ist überall, aber er reist heute oft unter falschen Namen. Country, Bluegrass, unzählige Varianten von Volks- und Kunstmusik, City-Folklore und sogenannte weltmusikalische Innigkeiten sind von ihm infiziert, in den trivialsten und fundamentalsten Formen. In der Musik des nach einem Joni-Mitchell-Song («Refuge of the Roads») benannten Refuge Trio taucht er in einer Art verwunschenem Zaubergarten aus fernen magischen Zeiten (der Menschheit und der Kindheit) auf: poetisch versponnen, rätselhaft verschleiert, ausgelassen verspielt oder all das zusammen. Theo Bleckmann ist eine Art halbverborgene Kultfigur der New Yorker Szene, seine Stimme geistert unfassbar zwischen Performance-Art, E-Musik, Ambient und Elektronik. Sie ist kindlich und nie frivol. Fast geschlechtslos, als hätte das Debakel unter dem Baum der Erkenntnis nie stattgefunden. Schlaf, Kindlein, schlaf (das Wiegenlied taucht tatsächlich als Andeutung auf, in «Rural Bliss»). Viel Luft, viel filigraner Spieldosenzauber.

Das Refuge Trio entwickelt eine unvorhersehbare Gruppendynamik. Gary Versace, den wir als Hammond-Organisten kennen, der seine Steaks gern blutig unter Volk schmeisst, findet hier nie gehörte zärtliche Subtilitäten auf Akkordeon und Keyboards, und John Hollenbeck diffundiert eher in ätherische Vibrafon- und Glockenklänge, als dass er das klassische Drum-Set knallen liesse. Wenn aber mal doch, dann nur, weil die Stille danach so schön ist. Irgendwie erinnert da vieles an fernöstliche Kunst. Nicht eigentlich an chinesische oder japanische Musik, eher an das Raumgefühl von Haikus und Tuschzeichnungen. Hier ein Anklang an Monk (Thelonious oder Meredith), dort einer an Ornette, aber alles in einen Dunst entrückt, der sich nur für Momente hebt. Dichte durch Sparsamkeit. Musik mal wie ein Bild von Turner, mal wie der imaginäre Soundtrack zu einer Inszenierung von Pipilotti Rist.

Jazz? Auch. Vor allem fabelhaft neue Musik.



Refuge Trio (Theo Bleckmann, Gary Versace, John Hollenbeck).
Winter & Winter 910149-2

Zerfleischungsorgie

Das einstige Traumpaar Kate Winslet und Leonardo DiCaprio zerfetzt sich in «Revolutionary Road». Von Wolfram Knorr



Im Käfig des Alltags: Winslet und DiCaprio.

Es ging stürmisch bergauf. Optimismus lag in der Luft. Die Wirtschaft boomte, und wer den Ehrgeiz hatte, sah ein Ziel vor Augen; zum Beispiel April Wheeler. Sie will, ohne Wenn und Aber, Schauspielerin werden; und der aufgeschossene, jungenhafte Frank, dieser charmante Bengel, der ihr über den Weg läuft und alles andere als einer von diesen Spiessern ist, die nur die bürgerliche Sicherheit suchen, beeindruckt sie schwer. Das ist der Mann, mit dem die Zukunft super wird. Es sind die fünfziger Jahre mit den benzinfressenden heissen barocken Heckflossen-Chromschlitten und den properen Suburbs voller Eigenheime mit edwardianischen Säulen. Ein Traum; doch jenseits glitzernder Blechkarosserien und gewisser Häuser frisst sich Fäulnis in die Seelen des jungen Ehepaars. Aprils Bühnentraum scheitert, und Franks Job in einem PR-Unternehmen erstarrt in routinierter Ödnis. Und mit dem Nachwuchs schnappt die Falle zu: Das Paar zappelt im Käfig des Alltags. Sie will keine Glücke sein, er kein Gockel; aber wie raus aus einer Wirklichkeit, die man nicht verlassen kann wie ein Haus? Bald prasseln die Vorwürfe, hagelt es Hasstiraden.

«Revolutionary Road» ist die fulminante Verfilmung des Kultromans von Richard Yates, der das schauerliche Beziehungsinferno in einer Zeit veröffentlichte, in der die Bühnen von Tennessee Williams bis Edward Albee und

das Kino von Elia Kazan bis George Stevens geprägt waren von grossen Charaktertragödien, den Kehrseiten des Fortschrittsglaubens. Yates' Roman (deutscher Titel: «Zeiten des Aufbruchs»), autobiografisch gefärbt, ist eine Zerfleischungsorgie aufgrund verpasster Chancen.

Glänzende Idee des Regisseurs

Sam Mendes, ein Meister im Demontieren bürgerlicher Fassaden («American Beauty»), hatte für die Besetzung von «Revolutionary Road» eine glänzende Idee: Er holte das «Titanic»-Traumpaar Leonardo DiCaprio und Kate Winslet (Mendes' Gattin) als Ehepaar Wheeler vor die Kamera. Ein starkes Stück. Denn wo einst die Liebe im Eis der Ewigkeit konserviert wurde, wirft er das Paar, ruck, zuck, ins Fegefeuer. Der Effekt ist erstaunlich. Das Flair, das dem Paar anhaftet, liefert einen Hauch von Authentizität, als wohne man der Ehe nach der Reise auf dem Luxusliner bei. Das erhöht enorm die Spannung. Einen Nachteil hat die realitätsnahe Hochleistungskunst von Winslet und DiCaprio: Die Kinder der Wheelers werden an den Rand des Problems gedrängt, auch wenn April am Ende gerade an ihrer Mutterschaft scheitert. Trotzdem: endlich wieder grosses psychologisches Kino.

Revolutionary Road. Regie: Sam Mendes. GB/USA, 2008

Seele von Mensch

Antony ist etwas vom Besten, was uns passieren konnte: ein Sänger der allerfernsten Utopien. *Von Albert Kuhn*

Sein Kinderblick durchdringt uns milde und vollständig. Erinnert verstörend an die Kombination eines Primarschulfreundes mit seiner Schwester. Antony Hegarty, Sänger, fülliger Zweimetermann, 37, ist so eine Art Engel. Nach Geschlechtszugehörigkeit und sexueller Orientierung zu fragen, ist hier müssig. Ein schwuler Junge, der ein Mädchen sein möchte? Vielleicht. Eins möchte Antony auf jeden Fall sein: ein anderer. Er wünscht sich von der anderen Seite des Flusses auf eine nochmals andere zu kommen. Er möchte, sagt er, nicht nur seine Traumwelt finden, sondern auch deren Mauern und dann darüberklettern.

Man vergleiche Antony Hegarty – geboren in Sussex, England, zog mit den Eltern via Holland nach Kalifornien, kam 1990 nach New York – mit Bayernkönig Ludwig dem Zweiten, Björks zurückgebliebenem Bruder, Jesus, einem XXL-Hobbit: Antony ist von allem etwas. Als wollte er die ganze Welt in sich aufnehmen, real, sein Körper bietet Platz genug. Sagen wir: Er ist sexuell unterwegs von A nach B, C, D... Das Schöne daran: Niemand nimmt das Antony übel. Sein Blick fegt alle Zweifel weg: Dieses Exemplar Mensch ist, wenn auch irgendwie neben allem, ganz schwer in Ordnung.

Neben seiner entzückend unmöglichen Erscheinung ist es vor allem die Stimme, die zart und nachhaltig verwirrt, uns eine neue Hirnwindung eröffnet. Eine vibrierende, volle Kopfstimme, keinesfalls schrill, vielmehr scheint sie aus Antonys ganzem Leib zu strömen. Sie kann sogar nerven. Nachdem Laurie Anderson und Lou Reed Antony in der Cabaret- und Jazz-Szene New York entdeckt hatten, wollte jedermann auf seinem neuen Album ein Stück Antony haben, ähnlich einem coolen Badge.

So schmachtete der Gute auf Lou Reeds «Raven»-Projekt (2003), duellierte mit Boy George und Devendra Banhart, fand in Björk eine Seelenverwandte, sang in einer Toga vor dem London Symphony Orchestra und – was etwas danebging – auch auf der wunderbaren Cover-Doppel-CD von Marianne Faithfull. So souverän und majestätisch Faithfull ihre Lieder singt: Antonys Beitrag ist aus einer nochmals anderen Welt, wirkt dort als affektierter Fremdkörper. Als würde am Schluss einer Stones-CD noch ein Lied von Kate Bush platziert.

Verzückend, begleitet von Piano, Streichern, Flöten, akustischer Gitarre und etwas Schlagzeug, schwebt und zittert Antonys Stimme durch seine eigene Welt aus Wünschen und

Tränen. Und nimmt Abschied. «Ich werde die See vermissen», singt er, «den Schnee und die Bienen und alle Dinge, die aus dem Acker spriessen.» Es sind die intensivsten Beobachtungen und schönsten Vereinfachungen und ihre Verwandlung in Töne und Worte, die die Welt verändern. Nicht nur eine Verschärfung des Blickes kann die Lage klären, sondern auch eine leichte Verschleierung und Distanzierung. Antony resümiert: «I need another world. This one's nearly gone.» Träumer können überraschend realistisch sein.

«Come to me»

Mathieu Boogaerts ist ein Musiker aus Nogent-sur-Marne. Mit neun erhielt er eine Orgel, mit zwölf ein Schlagzeug, mit vierundzwanzig einen Plattenvertrag in Paris. «All I wanna do, all I wanna do», singt Mathieu Boogaerts, «is to forget you.» Meist singt er französisch. Die Musik ist Franzmännerpop vom Allerfeinsten. Eine gewisse Rauheit wurde belassen. Merci.

Antony and the Johnsons: The Crying Light. Musikvertrieb

Mathieu Boogaerts: I Love You. Disques Office



Welt aus Wünschen und Tränen: Antony.

Türme, Tenöre, Tortellini

Von Christian Berzins

Die Gier nach Glück – nach Opernglück und einem Teller Tortellini – trieb uns letzte Woche nach Bologna. Trotz ausgefallenem Cisalpino, trotz Bustransfer von Lugano nach Mailand, trotz Schneechaos in Norditalien und folglich verspäteten Zügen: Im Teatro Comunale ging um 20.30 Uhr der Vorhang hoch. Dieses stolze Theater verfügt über einen originellen Spielplan und ein famoses Orchester. Pultstars wie Riccardo Chailly, Christian Thielemann und Daniele Gatti standen ihm in den letzten zwanzig Jahren als Chefdirigenten vor.

Zugegeben: Auch in Vincenzo Bellinis «I Puritani» gab es erst langatmige Chöre und nicht enden wollende Bass- wie Baritonarien zu überstehen. Und es galt, sich mit dem kraftlosen Dirigat eines Michele Mariotti abzufinden sowie die blasse Regie Pier'Allis zu erdulden. Aber dann endlich, Scena V, die unendliche Melodie: die Tenorarie «A te, o cara». Nicht nur Menschen, deren Herz in der Oper erzogen wurde, wird's hier anders. Und wenn die Rolle des Arturo auch noch von Juan Diego Flórez gesungen wird, weht in jedem Theater der süsse Duft der grossen Opernwelt.

Aber siehe da. Selbst der Tenorprinz zeigte Nerven: Flórez wollte die überzuckerten Linien besonders kraftvoll singen, neigte zu etwas Überdruck – der stratosphärische Spitzenton auf «rammento» war mehr Schrei als Klang. Doch Flórez drehte den Abend im Finale. Hinreissend nun die Süsse seines Timbres, die unheimliche Länge des Atems und die ausgefeilte Verzierungskunst. Die drei berühmtesten Bologneser «T» (*torri, tette, tortellini*) waren zu *torri, tenori, tortellini* geworden.

Flórez war in dieser Produktion aber nicht der Einzige, auf den die Opernwelt schaute. Nino Machaidze sang die Elvira. Nino wer? Die «Angelina Jolie der Oper». Schon vergessen? Im Sommer 08 war sie in aller Munde, hatte Machaidze doch in Salzburg die schwangere Anna Netrebko in Gounods «Roméo et Juliette» ersetzt und war in den Salzburger Opernhimmel katapultiert worden. Obwohl bereits die DVD dieser Produktion vorliegt, tut Machaidze gut daran, wieder Boden unter den Füßen zu finden, um sich an kleineren Häusern für die grosse Opernwelt zu stärken. Wenn im Sommer ihre Decca-Debüt-CD erscheint, ist es vorbei mit Sätzen wie: «Sie ist ja erst 25 Jahre alt.» Allein wegen ihr werden wir nicht so schnell in den Cisalpino steigen.

I Puritani, Teatro Comunale, Bologna, bis 17. Januar

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Mittellandzeitung*.

Darf man das?

Leser fragen, die Weltwoche antwortet

Darf man sich an einem Apéro oder an einer Party das letzte Stück Kuchen vom Teller nehmen? *Stefanie Hautle, Enggenhütten*



Grundsätzlich kann man als Gast nicht viel falsch machen – ausser der Gastgeberin betrunken unter den Rock zu greifen, beim Bewundern des Renoirs Ming-Vasen zu zertrümmern oder dem Wuffi des Hauses auf den Schwanz zu treten. Kräftiges Zulangen bedeutet «Mir schmeckt's» und ist ein Kompliment für die Gastgeber. Wobei das Kompliment, in Worte gefasst, natürlich noch besser ankommt als das blosses Abräumen der dargebotenen Speisen. Rücksicht ist allenfalls geboten, was die anderen Gäste betrifft. Sollten sich auf das letzte Kaviar-Blini gleich drei Häppchenfreunde gleichzeitig stürzen, empfiehlt es sich, den anderen den Vorrang zu lassen – sollen die sich wegen ein paar Fischeier in die Haare geraten. Oder, und daran ist der raffinierte Gast zu erkennen, man weist die Fresskonkurrenz charmant auf eine köstliche Alternative hin. Wie wär's zum Beispiel mit der geeisten Gurkenmousse dort drüben?

Sacha Verna

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



Realistin Querdenker

Den Partner finden, der wirklich passt.

Kein Mensch ist wie der andere. Das wissenschaftliche PARSHIP-Prinzip vergleicht 30 wesentliche Persönlichkeitsmerkmale und schlägt Ihnen Partner vor, die Sie optimal ergänzen.

www.weltwoche.ch/partnersuche



DIE WELTWOCH

Wer passt zu Ihnen?
Jetzt kostenlos anmelden.

Zitate

LE TEMPS

Sans légitimité démocratique, la Conférence suisse des institutions d'action sociale (CSIAS) transforme progressivement l'aide sociale, conçue comme un prêt, en une rente, selon la *Weltwoche*. Un luxe que dénonce d'ailleurs l'OCDE. L'hebdomadaire rappelle le changement annoncé ces derniers jours relatifs à l'obligation d'entretien par les parents proches. Si le revenu de ces derniers dépasse 120 000 francs et la fortune le demi-million, ils ne sont pas touchés. Ce n'est qu'une étape, selon l'hebdomadaire. Beaucoup demandent une levée complète de cette obligation d'entretien. On a tendance à croire que l'aide sociale règle nos problèmes. Erreur, elle administre mais ne règle pas les problèmes.

Le Temps, 9. Januar 2009



Und die Mode made in Russland – wo bleibt die? «Es gibt keine Modeindustrie in Russland», sagte die Vogue-Chefin Aljona Doletskaja kürzlich in einem Interview mit der Schweizer *Weltwoche*. «Es gibt weder die Erfahrung noch die handwerklichen Ressourcen, der Aufbau einer Textilbranche gehörte nicht zu den Prioritäten in diesem Land.» Da ist also viel Platz für Entwicklung. Natürlich ist da das angesagte Label Kova & T von Abramowitsch-Freundin Dascha Schukowa. Die heimischen Designerstars wie Denis Simatschew, Walentin Judaschkin oder Igor Taschapurin jedoch sind im Ausland bis jetzt kaum gefragt. Das dürfte sich jedoch bald ändern: Während der Mailänder Modewoche im Frühjahr geben die Veranstalter einen «Russen-Tag» mit sechs aufstrebenden Designern. *Stern*, 8. Januar 2009

Blick

Lieber Arthur Cohn, entschuldigen Sie bitte, dass ich Ihre Breitseite gegen den *Blick* erst jetzt gelesen habe. Die *Weltwoche* liegt etwas unten im Stapel. Sie verlangen in einem Gastkommentar der Zeitung mehr Respekt für FCB-Trainer Christian Gross und Präsidentin Gigi Oeri. [...] Sie schreiben, Gigi Oeri stelle beim FCB nicht nur Checks aus. Das sollte sie aber. Die Spekulationen um Trainer Gross hat die Präsidentin mit ihrem Verhalten provoziert. Taucht für Wochen ab. Ratlos macht auch der Zeitpunkt der Vertragsverlängerung mit Gross: Nach dem Gewinn des Doubles, letzte Saison? Nein, nach dem Desaster in der Champions League und der 1:5-Niederlage gegen den Tabellenletzten Luzern. Hallo? «Aber Papier ist ja bekanntlich geduldig», schreiben Sie am Ende Ihrer possierlichen Philippika. In der Tat.

Blick, 7. Januar 2009

DIE WELTWOCH



Die Facebook-Epidemie

Was bringt einen erwachsenen, gutausgebildeten Menschen dazu, in der weltgrössten Plauderbörse Banalitäten zu verbreiten? *Von Felix Hutt*

Und ewig lockt die Guillotine

Fakten und Mythen in der Debatte um die Bilateralen. *Von Markus Somm*

Klimapolitik droht Kältetod

Wirtschafts- und Energiekrise verdrängen die globale Erwärmung.
Von Benny Peiser



WÜRDEN SIE MICH AUF DEN ROTEN TEPPICH
BEGLEITEN, WENN ICH HIV-POSITIV WÄRE?
GEGEN AIDS. FÜR DIE BETROFFENEN.



AIDS-HILFE SCHWEIZ
AIDE SUISSE CONTRE LE SIDA
AIUTO AIDS SVIZZERO

Marc Forster unterstützt Menschen mit HIV.
Helfen Sie mit: PC-Konto 30-10900-5, www.aids.ch

 **LHIVE**
www.lhive.ch

 **AIDES**



Wir sind immer nah dran am Geschehen,
damit Sie's beim Lesen auch sind.



© WYLER WERBUNG Foto: Keystone

Die Schweizer Zeitungen und Zeitschriften sind dort, wo es passiert. Und bringen Ihnen das Was, Wie und Warum näher. Kompetent aufbereitet von Redaktionen, denen Sie vertrauen können. Blättern Sie in Ihrer Lieblingslektüre, überfliegen oder studieren Sie sie, wann und wo Sie wollen, mit Interesse und Lust. Am besten jetzt gleich Abo bestellen und vielleicht Preise im Gesamtwert von CHF 125'000.– gewinnen: www.presseabo.ch



SCHWEIZER PRESSE
PRESSE SUISSE | STAMPA SVIZZERA | SWISS PRESS



WAS WOLLEN SIE FAHREN? EIN LOGO? ODER EIN AUTO?

Was treibt Sie wirklich an? Ein Auto ist so viel mehr als nur Statussymbol und Besitz. Infiniti ist da und bringt uns Inspired Performance, ein aufregendes Erlebnis, zu spüren in jedem 6- und 8-Zylinder-Motor.
Der neue Infiniti FX, EX37, G37 und das G37 Coupé.

Entdecken Sie, worauf es wirklich ankommt.

www.infiniti.ch

+41 (0) 43 495 92 92

Infiniti is made in Japan.

FX50S V8 390 PS Kraftstoffverbrauch: innerorts 18,8 l/100 km, außerorts 9,7 l/100 km, kombiniert 13 l/100 km. CO₂-Emission: 310 g/km.



FX50

INFINITI



INFINITI®

Inspired Performance

Milena Lüchinger

Die jüngste Mutter der Schweiz rief Psychologen und Pädagogen auf den Plan. Was denkt eine gleichaltrige Sekundarschülerin über die 13-jährige Ramona, die ihre Schwangerschaft nicht bemerkte?



«Das ist schon einfach krass»: Schülerin Milena.

Denkt man als Teenager sofort, das könnte mir auch passieren?

Nein. Das ist schon einfach krass. Wenn sie mit dreizehn ein Kind kriegt, wird es wohl gezeugt worden sein, als sie zwölf war.

Wie erklärst du dir, dass Ramona von ihrer Schwangerschaft nichts bemerkt hat?

Irgendwie muss sie das gemerkt haben. So ein Kind trampelt doch. Das tut auch weh. Da muss man doch auf die Idee kommen, dass es das sein könnte. Und man wird ja dicker.

Hast du gehört, dass der angebliche Vater sich benimmt, als ginge ihn das Ganze nichts an?

Ja, der will jetzt auch einen DNA-Test.

Wie findest du das?

Ziemlich scheisse. Es ist ja oft so, dass es den Frauen überlassen wird, weil sie es austragen und stillen müssen. Aber es ist sein

Kind, er muss sich darum kümmern. Wenn es grösser ist und versteht, dass sein Vater nichts von ihm wissen wollte, ist das schlimm.

Du sagst, es wird den Frauen überlassen. Was wird den Frauen überlassen?

Wenn sie als Kinder schon Kinder kriegen, ist es fast immer so, dass sie oder ihre Eltern es aufziehen müssen. Fast nie macht es der Vater oder die Familie des Vaters.

Wenn du jetzt schwanger werden würdest, könntest du dir vorstellen, Mutter zu sein?

Nein, überhaupt nicht. Das ist auch irgendwie mega-unpraktisch. Wenn du ein Kind hast, was machst du damit? Ich weiss nicht, ob du dann noch gross deine Schule machen kannst, studieren, woanders hingehen. Die Zukunft ist schon verbaut.

Aber du hast gerne kleine Kinder.

Sehr. Aber doch jetzt kein eigenes. Du bist doch mit dreizehn selber noch ein Kind. Du

bist noch nicht einmal fast volljährig, sondern Lichtjahre davon entfernt.

Wann ist eine junge Frau in deiner Vorstellung reif für ein Kind?

Reif dafür, so, dass man das richtig kann, ist man irgendwo in den Zwanzigern. Wahrscheinlich würdest du mit sechzehn damit fertig werden, aber ich glaube auch nicht, dass man mit achtzehn ausgereift ist, nur weil man volljährig wird.

Was viele Erwachsene an dem Fall Ramona beschäftigt, ist, dass Dreizehnjährige bereits Sex haben. Ist das in eurer Klasse ein Thema?

Ich glaube nicht, dass Leute in unserer Klasse bereits Sex haben. Aber es ist ein Thema, da redet man nicht wirklich drüber. Die Buben machen mehr Witze.

Mit wem redest du über Sexualität? Mit deiner besten Freundin?

Genau. Wenn mich etwas beschäftigt würde. Aber es ist nicht so, dass wir jeden Tag darüber reden.

Aber es gibt Schülerinnen in eurer Klasse, die einen Freund haben?

Klar, schon seit der vierten Klasse.

Und die halten nur Händchen?

Es geht. Es gibt Mädchen bei uns, die sind vielleicht schon fünfzehn, und deren Freund ist sechzehn oder siebzehn. Keine Ahnung, was die machen. Und ich will es auch nicht wissen.

Wie reagieren die Schüler auf die Ramona-Geschichte? Machen sie Witze?

Eigentlich gar nicht. Als es rauskam, sagten alle: Das ist megakrass. Aber ich glaube nicht, dass das irgendjemand toll findet.

Redeten die Lehrer mit euch darüber?

Bisher nicht. Aber wie ich unsere Klassenlehrerin kenne, würde sie nur sagen: Das ist ja megaschlimm, das geht doch nicht.

Wenn du jetzt schwanger wärst, mit wem würdest du reden?

Mit meinen Eltern und mit meiner Freundin. Ich weiss nicht, mit wem zuerst.

Wer wird sich um Verhütung kümmern, wenn du einmal Sex haben willst?

Pflichtbewusster sind schon die Mädchen, aber das Ding muss halt der Junge machen.

Das Ding mit dem Pariser?

Ja. Aber wahrscheinlich erinnert man ihn daran. Man will ja nicht, dass so etwas passiert wie bei Ramona.

Sollen die Medien über Ramona schreiben?

Wenn mir so etwas passieren würde, fände ich es nicht toll, dass die ganze Schweiz darüber redet und ich andauernd hören muss, wie schlimm das alle finden. Es geht nicht darum, dass man nicht darüber spricht. Aber dass sich alle das Maul darüber zerreißen, dass sie nichts gemerkt haben, ist hart.

Die Fragen stellte Milenas Vater, **René Lüchinger**, Ressortleiter Wirtschaft der *Weltwoche*.

Mörgeli

Asylant des Jahres 2008

Von Christoph Mörgeli

Es war, weiss der *Landbote* zu berichten, «eine grosse Nacht» für Eveline Widmer-Schlumpf. Und auch für ihren Mann. Seine beiden zwischen Andeutung und Pflichtübung angesiedelten Gratulationsküsschen sprengten Massstäbe. Nun haben wir es also amtlich: Eveline Widmer-Schlumpf ist Schweizerin des Jahres. Zuvor hatte sie in der Kategorie Politik solche Koryphäen wie Rudolf Strahm (pensionierter Preisüberwacher) und Thomas Minder (Hersteller von Mundwasser) ausgeschaltet.

Aber wir wollen die grosse Nacht von Eveline Widmer-Schlumpf nicht kleinreden. 69 Prozent der Telefonanrufe gingen für sie ein. Das ist fulminant. Fast so fulminant wie die exakt 78 Personen, die sich am Donnerstag zuvor im Schützenhaus Glarus eingefunden hatten, um sich vom «schaffigen Heidi» (*Sonntagszeitung*) die Vorzüge der Freizügigkeit erklären zu lassen. Am gleichen Abend sprach übrigens Christoph Blocher in Zürich vor über 700 Personen. Zum gleichen Thema. Auch eine Art Volksentscheid.

Warum wurde Widmer-Schlumpf überhaupt zur Schweizerin des Jahres vorgeschlagen? In einem Moment von unfreiwilliger Aufrichtigkeit nannte die Jury des Schweizer Fernsehens den tieferen Grund der Nominierung: «Ihre Wahl [und die damit verbundene Abwahl Blochers] erschütterte die SVP.»

An ihrer Arbeit als Justizministerin und Verantwortliche des Asylwesens konnte es nicht liegen. Im letzten Jahr sind die Asylgesuche in der Schweiz um 50 Prozent gestiegen: auf gut 16 000. Christoph Blocher halbierte die Zahlen während seiner Amtszeit von rund 23 000 auf 10 000. Für Ausreden schickt Widmer-Schlumpf ihren Amtschef vor. Die Zahlen seien, meint dieser, «in allen EU-Staaten stark gestiegen». Das mit uns vergleichbare Österreich widerlegt die Behauptung. Auch dort stiegen die Asylgesuche: von 925 (November 2007) auf 1223 (November 2008). Im gleichen Zeitraum verdoppelten sich jedoch die Gesuche in der Schweiz von 967 auf 2056.

Vielleicht interessiert die Schweizerin des Jahres 2008, wie der typische Asylant des Jahres 2008 aussieht: Er ist entweder Schwarzafrikaner oder Muslim, wird mit Hilfe von Schleppern eingeschleust, kommt ohne Papiere, wird über Italien schleunigst in den Norden gelotet und landet in der Schweiz, wo ihn Asylanwälte, Hilfswerkler und wohlgesinnte Migrationsbeamte empfangen. *The Schlendrian goes on.*

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Bodenmann

Nackte drei Könige

Von Peter Bodenmann — Kaum jemand will wahrhaben, dass unsere Nationalbank in die falsche Wachstumskiste gegriffen hat.



Gammelfleisch für 60 Milliarden Franken: Nationalbanker Hildebrand, Roth, Jordan.

Amerikanische Immobilien werden nicht für Generationen gebaut, sondern für eine Generation. In zehn Jahren – so lange will die Nationalbank ihren US-Immobilienpark allenfalls halten – sind diese gealtert und entwertet. Je weniger Länder wie die Schweiz für die Welt Konjunktur machen, umso brutaler werden die Amerikaner den Dollar in den Keller reiten. Nur so können sie ihre Schulden schmerzarm abbauen.

Langsam, aber sicher begreifen es die ersten Professoren: Wir haben nach Island die dümmste Nationalbank Europas. Sie kaufte der UBS für 60 Milliarden Franken Gammelfleisch ab. Absehbar wird sie mehr als 20 Milliarden Franken verlieren. Und ebenso absehbar können die UBS-Aktionäre ab 2011 wieder Dividenden und Kursgewinne einstreichen. Dank Sozialisierung der Verluste.

Die Schweiz ist ein Exportland. Dies ist in einer weltweiten Krise kein Vorteil, sondern ein Nachteil. Die reife Leistung der Nationalbank in diesem Umzug: Anstatt den Franken wenigstens gegenüber dem Euro weicher zu machen, wurde er zehn Prozent härter.

Die Schweiz exportiert für 120 Milliarden Franken Waren und Dienstleistungen in den Euroraum. Wegen des starken Schweizer Francs sinken die Einnahmen. Umgekehrt werden die Importe nicht verbilligt, weil vertikale Kartelle die Währungsgewinne abschöpfen. Der starke Franken würgt die Exportindustrie

und lässt die Schweizer Konsumenten leer ausgehen. Die Briten belegen, dass man es dank eigener Währung auch anders machen kann. Das Pfund wurde im Verhältnis zum Euro massiv billiger. Im Verhältnis zum Franken verlor es innert Jahresfrist ein Drittel seines Wertes.

Noch sind die Herren der Nationalbank die Könige der Medien. Noch wollen zu wenige wahrhaben, dass diese Könige zweimal in die falsche Wachskiste gegriffen haben. Sie werden, wenn sie so weitermachen, genau wie ihre Vorgänger in den neunziger Jahren mehr als 100 000 Arbeitsplätze zerstören.

In Zeiten sozialer Verunsicherung streiten zwei Antworten um politische Hegemonie. Die Rechte fordert und fördert verdeckt oder offen Fremdenfeindlichkeit und Ausgrenzung. Die Linke sozialen Ausgleich, antizyklische Politik und Klassenkampf.

Anders in der Schweiz: Da freut man sich von rechts bis links über eine Nationalbank, die der Staatskasse und der Wirtschaft Schaden zufügt. So wurde Jean-Pierre Roth im und vom Fernsehen zum Mann der Wirtschaft des Jahres 2008 gewählt. Ein Service public im Dienst des anderen Service public.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Rettet den Biber!

Von Kurt W. Zimmermann — Eine neue Erkenntnis in der Medienwelt: Von Tierschützern lernen heisst siegen lernen.

Für den Biber, den Bartgeier und den Luchs sieht es wieder besser aus. Sie waren in der Schweiz vom Aussterben bedroht. Nun nimmt ihre Zahl wieder zu.

Andere Arten sind weiterhin vom Verschwinden bedroht: Gefährdet sind etwa der Feuersalamander, der Steinkauz, das Auerhuhn und der *Bund*.

Bevor wir uns mit der Berner Tageszeitung beschäftigen, eine kleine Vorbemerkung. Das Medienhaus Tamedia, dem der *Bund* gehört, hat eine Projektgruppe zur Zukunft des maladen Blattes eingesetzt. Geleitet wird sie von Uli Rubner, meiner Frau. Wer mich nicht kennt, wird hinter dieser Kolumne eine familieninterne Absprache vermuten. Wer mich besser kennt, der vermutet das Gegenteil.

Achttausend Leute haben bisher die Petition «Rettet den *Bund*» unterschrieben. Darunter sind allerlei Prominente wie der Sänger Kuno Lauener, der Schriftsteller Thomas Hürlimann, der Euro-Delegierte Benedikt Weibel, dazu der übliche Alpaufzug von besorgten Kulturschaffenden und besorgten National- und Ständeräten.

Sie setzen sich für eine bemerkenswert erfolglose Zeitung ein. Der notorisch defizitäre *Bund* hat eine Auflage von nur 54 000 Exemplaren, gerade mal einem Viertel des Konkurrenten *Berner Zeitung*. Journalistisch ist das Blatt seit Jahren kaum aufgefallen.

Man kann also getrost sagen, dass das Ende des *Bunds* kein Verlust wäre. Bern und die Schweiz funktionieren ohne *Bund* genauso gut wie mit *Bund*. Die Schweiz hat auch ohne *Basler Nachrichten*, ohne *Ostschweiz*, ohne *Aargauer Volksblatt*, ohne *Luzerner Zeitung*, ohne *Thurgauer Tagblatt*, ohne *La Suisse* und ohne *Journal de Genève* problemlos funktioniert.

Doch es geht nicht um Funktionsfähigkeit. Es geht um Romantik.

Zeitungen sind wie Biber und Bartgeier. Wenn sie aussterben, ist es zwar kein echtes Problem. Es gibt danach immer noch genug andere Viecher und genug andere Informationsquellen. Doch aussterbende Blätter, Biber und Bartgeier kollidieren nicht mit unserer Rationalität, sie kollidieren mit unserer Emotionalität. Es fehlt uns etwas, obwohl wir das Fehlende nicht existenziell brauchen.

Weil es um Romantik geht, war der Ablauf bei *Basler Nachrichten*, *Ostschweiz*, *Aargauer Volksblatt*, *Luzerner Zeitung*, *Thurgauer Tagblatt*, *La Suisse* und *Journal de Genève* stets identisch. Man sammelte eifrig Unterschriften, Politiker sahen eine Profilierungschance, es gab erregte



Es sieht wieder besser aus: Der Biber.

Diskussionen an öffentlichen Veranstaltungen. Und dann verlief alles im Sand.

Denn Biber- und Bartgeier-Retter unterscheiden sich von Blatt-Retter in einem entscheidenden Punkt. Tierschützer kämpfen engagiert für ihr Ziel. Sie schiessen Gelder ein und ermöglichen der gefährdeten Spezies teure Überlebensprogramme. Blattschützer hingegen reissen stets nur das Maul auf. Bezahlen sollen andere, nämlich die Verlage.

Darum machen wir einen Vorschlag, wie man das diesmal ändern könnte: Jeder der achttausend *Bund*-Petitionäre zahlt dreitausend Franken ein. Dreitausend Franken sind nicht viel, das entspricht einem Städtetrip nach New York, einem Golfklub-Jahresbeitrag oder einem neuen dreiplätzigem Sofa. Achttausend mal dreitausend Franken gibt 24 Millionen.

Mit der Hälfte dieser 24 Millionen könnte man der Tamedia den *Bund* abkaufen und zugleich einen günstigen Vertrag für Abo-Service, Druck und Distribution aushandeln. Mit der anderen Hälfte des Geldes wäre die Zeitung für vier Jahre gesichert. Das gäbe Zeit für eine neue Strategie.

Der *Bund*, so sagt der Petitionstext, sei eine «Institution», orientiert an «Relevanz», er sei «aussergewöhnlich», mit «Herzblut geschrieben» und mache das «Lesen zur Freude». Was für eine Eloge. Und so etwas soll nicht einmal dreitausend Franken wert sein?

Jede Wette, es ist es nicht.

Sodomie

2009

Von Gion Mathias Cavelty

Am Sonntag in den USA gestartet: die siebte Staffel von «24». Ich will ja nicht zu viel verraten, aber Jack Bauer stirbt in der 19. Folge (war das vielleicht doch ein bisschen zu viel? Dann tut es mir aufrichtig leid!).

Tele Züri: Für mich einfach der Sodomie-Kompetenzkanal schlechthin. Es sei nur an den herausragenden Beitrag über die zwei missbrauchten Geissen in Fehraltorf erinnert (VJ Andy Müller [tief betroffen]: «Die vierjährige Meiele und die achtjährige Susle – frässe möged sie sitere Wuche nüme richtig. Zwei Mal stüigt de Sodomit in Stall vum Metzger und Hobbypuur Beat Knöpfel ii. Im Stroh laht er siis Natel und e Cremedose ligge»). Vor wenigen Tagen nun ein weiterer Höhepunkt der einfühlsamen Sodomie-Berichterstattung: Im Mittelpunkt standen zwei Ponys aus Regensdorf, Black Fire und Strubi (VJ Mario Nottaris [tief betroffen]: «De Schweif lah lüpfle wott sich d Strubi ned»). Ich kann wahrlich von Glück sagen, dass ich im Tele-Züri-Land lebe, wo man ein so grosses Herz für Tierchen... Jesus, wo ist eigentlich meine griechische Landschildkröte?*

«Sing and Win!»: Bei dieser am letzten Donnerstag auf dem Sender 3+ gestarteten Karaoke-Gameshow geht es darum, die

_____ . Gab es schon bei ähnlichen TV-Formaten wie etwa der deutschen Ausgabe von _____ (Pro Sieben), ist also alles nur kalter _____. Bei «Sweet Home Alabama» muss es z. B. korrekt heissen: «LORD I'm coming home to you», und nicht «AND I'm coming home to you», wie ein _____-Kandidat fälschlicherweise glaubte. Und im «Manchmal haben Frauen...»-Song der Ärzte ist nur «WAS auf die Fresse verdient» korrekt und nicht, wie vermutet, «EINS auf die Fresse verdient» – sprachliche Feinheiten, wie ich sie zu schätzen weiss.

Von allen jährlich wiederkehrenden Ereignissen das von 93 Prozent der Deutschen am innigsten herbeigesehnte: «Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!». Ja, in Deutschland sind Känguruhoden schon beliebter als Christbaumkugeln. Herzlichen Glückwunsch zum 25. Geburtstag, RTL!

* Im Winterschlaf, jetzt weiss ich es wieder, Gott sei Dank!

«Sing and Win!». 3+, donnerstags um 20.15 Uhr
«Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!». RTL, täglich gegen 22.15 Uhr

«Die politische Schweiz entspricht nicht einem Fussballverein. Der Staat soll weder Pförtner noch Sportchef spielen.» Stefan Häberli



Abstimmungskampf: Bundesrätinnen Calmy-Rey, Leuthard und Widmer-Schlumpf (v.l.).

Die Schweiz muss die Regeln festlegen
Nr. 2 – «Bilaterale», «Mit gezinkten Karten»;
Roger Köppel und Markus Somm über die
Personenfreizügigkeit

Roger Köppels Vergleich der Schweizer Einwanderungspolitik mit der Transferpolitik eines internationalen Fussballvereins ist zwar kreativ, erreicht auf der Skala für hinkende Vergleiche jedoch mindestens einen Captain Hook. Die politische Schweiz entspricht nicht einem Fussballverein, der Spieler einkauft und aktiv um den Pokal mitspielt, sondern einem Verband, der den Rahmen bzw. die Regeln für die Vereine festlegt. Im modernen Fussball kaufen die Spitzenvereine die besten Spieler, die es auf dem Weltmarkt gibt. Dabei werden sie von den Verbänden immer weniger mit Ausländerkontingenten eingeschränkt. So findet man in der Startaufstellung des FC Chelsea kaum noch Engländer. Natürlich gibt es englische Fans, die das beklagen und dem «ehrlichen Fussball» nachtrauern. Auf die Politik umgemünzt, handelt es sich dabei aber um die Spezies Sozialromantiker. Denn hohe Zuschauerzahlen und internationale Titel geben den globalisierten Klubs recht. An diesem Modell sollte sich auch die liberale Schweiz orientieren: Die Unternehmen rekrutieren ihre Arbeitskräfte in der ganzen EU, der Staat soll weder Pförtner noch Sportchef spielen. Im Gegensatz zu seinem Chef legt Markus Somm den Finger auf den wunden Punkt: Das Problem ist nicht die Personenfreizügigkeit an

sich, sondern die Einwanderung ins Sozialsystem. *Stefan Häberli, Lyss*

Es freut mich sehr, dass die grossen Wirtschaftsverbände in dieser Sache zusammenstehen und sich stark machen für ein Ja. Schwarzmalerei und Ängste schüren, bringt uns in dieser Sache nicht weiter. Gerade in unsicheren Zeiten, wie bei der momentanen Wirtschaftslage, muss man auf die sicheren Werte zählen und darf diese nicht unnötig aufs Spiel setzen. Die bilateralen Verträge haben zu mehr Wachstum, Arbeitsplätzen und Wohlstand in unserem Land geführt. Die Personenfreizügigkeit stärkt den Wirtschaftsstandort Schweiz. Das sichert uns Arbeitsplätze im eigenen Land und vermindert den Abwanderungsdruck von Schweizer Firmen. Als ehemaliger Unternehmer in der Metallindustrie weiss ich um die Bedeutung dieser gewichtigen Verträge, welche auf keinen Fall gefährdet werden dürfen. Das zeichnet die Stärke unserer Schweiz aus, und ich bin überzeugt, dass das Stimmvolk die bilateralen Abkommen erneut unterstützen wird. Zum Wohle unseres Landes. *Peter Gächter, Balgach*

Ich bin der Drohungen seitens der EU-Turbos überdrüssig. Würde uns von unserer Landesbehörde bei Abschluss der Bilateralen¹ nicht versprochen, dass das Schweizer Volk über Annahme oder Ablehnung jedes weiteren Schrittes abstimmen könne? Allerdings wurde uns verschwiegen, dass wir im Prinzip immer

nur ja sagen können, um das Gesamtpaket mit der EU nicht zu gefährden. Wer hat eigentlich von Schweizer Seite die sogenannte Guillotine-Klausel zu verantworten? Bei Zustimmung zur Personenfreizügigkeit mit Rumänien und Bulgarien wäre dies die letzte Abstimmung zu diesem Thema. Deshalb nein, lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende. *Hans Peter Amsler, Neuhausen*

Leben im Labor erzeugen
Nr. 2 – «Das Ende der Schöpfung»;
Kai Michel über Darwins Evolutionstheorie

Die Evolutionslehre lässt sich empirisch nicht beweisen, darum ist sie auch nur eine Theorie. Wenn das Leben ein Produkt von Zufall und Zeit wäre, könnte man einfachste Lebensformen wie Bakterien im Labor erzeugen. Die Evolutionslehre wurde übrigens bereits von Anaximander von Milet vor über 2600 Jahren erfunden, wahrscheinlich ist sie noch älter. *Giovanni Miarelli, Oberhofen*

Vergleicht man Bücher und Aufsätze von Wissenschaftlern zum Thema Schöpfung und Evolution, wird eines mit absoluter Sicherheit klar: Sie alle vertreten eine nicht beweisbare Theorie. Die jeweiligen Ansichten werden mit verschiedenen Interpretationen von wissenschaftlichen Fakten untermauert. Die Schlussfolgerung: Noch immer sind wir selbst aufgefordert, die vorhandenen Beweisführungen der verschiedenen Wissenschaftler zu studieren und zu prüfen, um uns darüber klar zu werden, welche Theorie uns glaubhaft erscheint. Mich persönlich überzeugen die Evolutions-Fundamentalisten schon lange nicht mehr. Bereits die simpelsten Einzeller sind derart komplex, dass die Annahme, sie seien durch Zufall entstanden, völlig untragbar ist. Für mich ist die Schöpfung so grossartig und wunderbar, dass ich nicht den geringsten Zweifel hege an der Existenz eines kreativen Gottes. *Andreas Locher, Oberburg*

Eine Lösung für Bolivien ist nicht in Sicht
Nr. 2 – «Aufruhr in den Anden»;
Alex Baur über die politische Lage in Bolivien

Es geschehen noch Zeichen und Wunder im Bolivien des Alex Baur: In Santa Cruz schiessen die Wolkenkratzer aus dem Boden (das einzige Hochhaus der Stadt, das diese Bezeichnung unter Zuhilfenahme einer marquezschen Fantasie knapp verdienen würde, ist der Palacio de Justicia), die Superreichen werden zu Wohltätern des Volkes, und Rassismus spielt im Tiefland plötzlich keine Rolle mehr. Zwar kann man dem Ansatz des Autors, einfach mal die Vorzeichen umzukehren, durchaus eine gewisse Originalität zubilligen – der komplexen Realität wird Alex Baur allerdings auf diese Weise ebenso wenig gerecht wie die von ihm an den Pran-

ger gestellten Indio-Ideologen. Natürlich ist Evo Morales nicht die Lichtgestalt, als die er in gewissen Kreisen gerne dargestellt wird; natürlich ist die Kritik an seiner Amtsführung bis hin zum Vorwurf, er sei ein wendiger Demagoge wahrscheinlich in weiten Teilen gerechtfertigt. Nur: Die Superreichen – von einer Oligarchie zu sprechen, ist so abwegig nicht – haben sich in der Geschichte Boliviens keinen Deut um das Wohl der weniger privilegierten Bevölkerungsschichten geschert, es sei denn, es resultierte für sie daraus ein direkter handfester Nutzen (Ausnahmen mag es wie immer vereinzelt gegeben haben). Die Macht- und Finanzelite klammert sich (auch) in Bolivien derart verbissen und unter Zuhilfenahme unzweifelhaftester Methoden an ihre Privilegien, dass Veränderungen zum Wohl der Armen und Ungebildeten auf nachhiesigen Massstäben adäquaten Wegen kaum denkbar sind. Wenn nun seitens der Opposition alles plötzlich ganz anders tönt, so zeigt dies nur, dass die politisch engagierte «weisse» Oberschicht in Sachen Demagogie dem Cocale-ro Evo Morales in nichts nachsteht. Europäischen Gästen – zumal Angehörigen der schreibenden Zunft – gegenüber gibt man sich gern weltoffen-demokratisch. Wähnt man sich dagegen unter seinesgleichen, bricht der Hass gegen die «Kollas» (Bergler) mitunter so massiv durch, dass man sich wundert, wie Morales bisher überlebt hat. *Bruno Kesseli, Bonstetten*

Der Artikel über Bolivien ist ausgezeichnet und entspricht der Realität. Ich lebe seit mehr als vierzig Jahren in Bolivien und habe schon allerhand gesehen und miterlebt und kann einiges aus erster Hand beurteilen. Ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, einen Artikel zu finden, der nicht von irgendwelchen indio-kommunistischen Schwärmern und/oder fehlinformierten Autoren geschrieben wurde. Ein herzliches Dankeschön.

Waltraud Arce, Samaipata (Bolivien)

Die Expo 02 traf den Nerv der Zeit nicht
Nr. 2 – «Hau den Heller!»; Daniele Muscionico über Martin Heller

Ich geniesse die ausgezeichneten Artikel von Daniele Muscionico immer wieder. Sie versteht es, von ihr gewählte Themen tiefgründig und in ihrer blumigen, unverwechselbaren Sprache zu erhöhen. Die Lobeshymne auf Martin Heller ist aber etwas gar hoch geraten. Dies dürfte Frau Muscionico wohl selbst gespürt haben, wenn sie schreibt: «Was das Kulturhauptstadtjahr Linz an Nachhaltigkeit bringen wird, mag möglicherweise ebenso schwer fassbar sein wie die Früchte der Expo 02.» Wie recht sie doch hat. Die Expo 02 verrauchte wie ein flüchtiger Nebel. Sie hat den Nerv der Zeit nicht getroffen, und Hunderte von Millionen wurden ohne Nachhaltigkeit in den Sand ge-

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrli-buckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

setzt. Und «qualifizierte Kultur für alle», wie Heller sagt, ist eben nicht deshalb schon qualifiziert, weil wie an der Expo über zehn Millionen Besucher gezählt werden konnten.

Wolfgang Sidler, Luzern

Korrigendum

Im Artikel «Diskreter Bulle» (*Weltwoche* Nr. 2/09) wurde eine Zahl falsch geschrieben: Die patronale Stiftung der «Viscose» hat nicht wie berichtet 35 000 Quadratmeter Land verkauft, sondern 350 000 Quadratmeter oder 35 Hektaren. *Die Redaktion*

HERBLICH

*Ich-Special *
7 Nächte zum Preis von 6 in einem
Hotel Ihrer Wahl, ab CHF 222.-
Jetzt buchen unter:
www.laax.ch oder 081 927 77 77*

* Gültig vom 4.–19.4.2009, exkl. Taxen und Nebenkosten, Angebot nach Verfügbarkeit

Mein **LAAX**
Films Laax Falera

Sternstunden der Menschheit

150 Millionen Mitglieder: das weltgrösste Sozialnetzwerk Facebook hat als Plauderbörse im Internet gewaltigen Zulauf. Wo liegt der Reiz? Unser Autor wurde vom Verächter zum süchtigen Anhänger. Der Wandel brach dramatisch in sein Leben ein. *Von Felix Hutt*

Um eines gleich mal klarzustellen: Ich bin kein Cyberlover, der sich in Chatrooms hinter Fotos von George Clooney versteckt, um Studentinnen aufzureissen. Ich brauche auch kein Internet, um mir einen Korb zu holen, das schaffe ich in jeder Bar. Ich stehe auf das echte Leben, trotzdem bin ich heute Facebook-Junkie.

Facebook-Mitglied wird man, wenn man sich anmeldet oder von einem Mitglied eingeladen wird. Bei mir tat dies eine Freundin, Marcia (Name geändert). «Join my Facebook Network» stand in ihrer E-Mail, auch ein Kuss war abgebildet, der aussah wie das Rolling-Stones-Logo. Das reichte, um mich zu überreden, ich gab Namen und E-Mail-Adresse ein und am 3. Juli 2008 um 16:32 Uhr war ich Mitglied bei Facebook.

Facebook ist schnell verstanden und einfach zu bedienen. Nach jeder Anmeldung sieht man, welche Freunde online sind, ob man eine Nachricht erhalten hat oder ob jemand Neues mit einem befreundet sein möchte, wobei Freundschaft nicht mehr bedeutet als das Einverständnis, miteinander zu kommunizieren. Wenn man einen neuen Freund hat, schaut man in dessen Netzwerk nach bekannten Namen und Gesichtern, fragt diese an; Facebook funktioniert wie ein Schneeballsystem, im Gegensatz zu dem von Bernie Madoff ist es kostenfrei. Die Neugier packte mich, ich sagte der Cyber-Askese adieu. Wer ist noch hier? Wer stellt sich wie bloss? Wer kennt wen? War ich anfangs einmal die Woche bei Facebook, so steigerte sich meine Dosis bald zu täglich.

Marcias Kuss schmeckte nach nichts, war ja auch nur ein trockener Klick, aber Marcia war meine erste Facebook-Freundin. In ihrem Profil konnte ich lesen, dass sie kein Fleisch mag, ihr Lieblingsregisseur Martin Scorsese und ihr bevorzugtes Parfüm von Narciso Rodriguez ist. Auch ihre Fotos durfte ich als Freund sehen: Marcia in der Disco, Marcia im Bikini, Marcia bei der Arbeit, Marcia mit ihrem neuen Mini Cooper, Marcia und ihre beste Freundin, Mariluz, Marcia und ihre Eltern, sehr sympathisch, durchaus schwiegereltern-tauglich. Von Datenmissbrauch schien Marcia noch nichts gehört zu haben, sie hatte Privatadresse und Handynummer angegeben, aber so sorglos offen gehen die meisten der 150 Millionen Mitglieder mit persönlichen Angaben um.

Ich fragte eine Freundin, die schon länger bei Facebook war, warum sich hier viele exhibitionieren. «Normalerweise ist die öffentliche Aufmerksamkeit nur wenigen vorbehalten»,

erklärte sie mir, «aber bei Facebook hat auf einmal jeder die Möglichkeit, sich kostenlos zu zelebrieren. Eitel ist jeder, das Web suggeriert einem, dass es eine schützende Fassade ist, man sich nicht wirklich exhibitioniert, was falsch ist, weil sogar die Personalabteilungen von Firmen sich hier ein Bild über mögliche Bewerber machen. Das Profilbild ist wichtig, weil es alle sehen. Kein Mensch, behaupte ich, würde da irgendein Foto hochladen. Es muss schon ein besonders hübsches oder originelles Bild sein.» Bis dato hatte ich gedacht, Facebook sei ein grosser Spass, das aber klang ziemlich seriös. Also lud ich ein Foto hoch, auf dem ich in einer TV-Talkshow sitze, mit Anzug und Krawatte, schliesslich gibt es keine zweite Chance für einen guten ersten Eindruck.

Meistens ging es um Mist

Und ohne dass ich es so richtig merkte, befahl mich langsam der Facebook-Virus. Ich loggte mich immer öfter ein, vor der Arbeit, in der Kaffeepause, nach dem Sport, schickte Freundschaftsanfragen an Menschen, die ich kannte, wurde von anderen gefragt, ob ich ihr Freund sein wolle, fühlte mich legitimiert, hier zu sein, weil viele bei Facebook waren, von denen ich wusste, dass sie sonst im wahren Leben, nicht im Internet zu Hause sind. Wenn der und die da sind, dachte ich, dann kann es ja nicht so schlimm sein. Aber es war viel schlimmer. Ich erfuhr nun vieles von meinen Bekannten, was ich eigentlich gar nicht wissen wollte, war erstaunt über die Humorlosigkeit, mit der sie zu Werke gingen.

Es gab Streit, weil ein Freund das Foto der Freundin des anderen abfällig kommentierte, eine Freundin wollte sich nicht mit einem Typen treffen, weil der nur siebzehn Freunde bei Facebook hatte, so einer konnte ja nicht der Richtige sein. Ein Bekannter schickte Warnnachrichten, dass er nicht auf Partyfotos auftauchen dürfe, weil seine Verlobte in Teheran sonst die geplante Hochzeit absagen würde, ein anderer wünschte seine Freundin zur Hölle, weil ein Nebenbuhler ein Foto von ihr in eindeutiger Pose vom Italien-Urlaub reinstellte – mit einem Luigi.

Die Mischung der Mitglieder überraschte mich. Hier tummeln sich keine Pubertierenden mit Hormonproblemen, die meisten haben einen Beruf oder sind im Studium, vierzig Prozent der Mitglieder sind älter als 35 Jahre. Bei Facebook kann man, neben dem Versenden von persönlichen Nachrichten, auch Kommen-

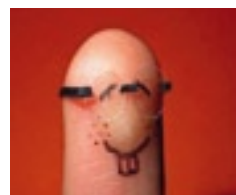
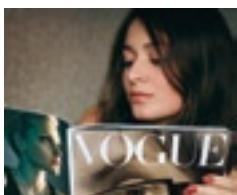
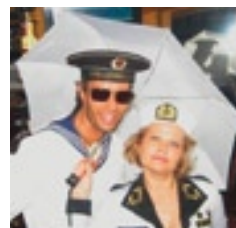
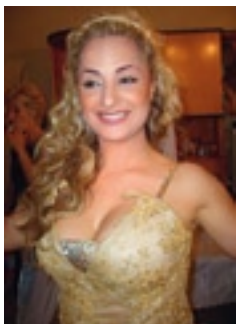
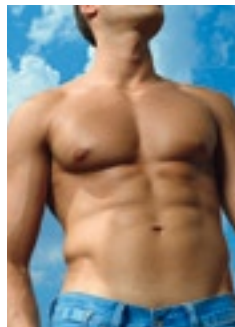
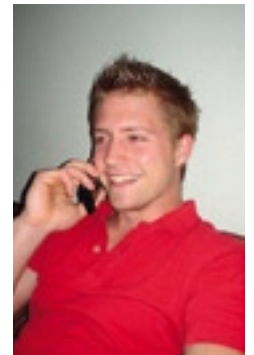
tare abgeben, die sofort für das Freundesnetz einsehbar sind. Die Banalität dieser Einträge berührte mich peinlich wie eine Samstagabend-Show mit Dieter Bohlen.

Es ging selten um Politik, Wirtschaft, auch nicht um Liebe, Tod oder irgendetwas von Relevanz, sondern meist um Mist. Da berichtete ein Freund, dass er zum ersten Mal seit Jahren einen roten Pulli trage, ein anderer fragte, für welchen Dienstwagen er sich entscheiden solle, die Nächste erzählte, dass sie gerade in der Kantine Grünkohl gegessen habe. Ein Sportfreund lud Fotos seines Sixpacks per iPhone aus der Umkleidekabine des Fitnessstudios hoch. Die Kommunikation bei Facebook war wie Fast Food, schnell verzehrt und schwer verdaulich. «Ich finde meinen Popo heute sehr sexy», schrieb einer, worauf der andere antwortete: «Deine Alte aber nicht. Ich gehe in den Zoo und schaue Lamas an, die sind schöner.» Oder: «Geile Nacht in Kitzbühel», schrieb die eine, die andere: «Lech ist geiler!»

Erschreckenderweise musste ich feststellen, dass sich die Frequenz, in der ich mich einloggte, weiter erhöhte, der Schwachsinn schien mich anzuziehen. Ich hatte mir ein Telefon mit Internet-Empfang gekauft, ging während der Arbeit manchmal auf die Toilette, um nachgucken zu können, was sich bei Facebook tat.

Mir wurde klar, dass die vom ehemaligen Harvard-Studenten Mark Zuckerberg, 24, gegründete Website auf geniale Art und Weise praktische und emotionale Komponenten verbindet: Man hat als Mitglied auf Facebook verschiedene Funktionen zur Auswahl, für die man sonst andere Websites oder Programme öffnen müsste: Man kann Musik runterladen wie bei iTunes, sich Nachrichten schicken wie per E-Mail, Videos hochladen wie bei Youtube, Fotos präsentieren wie bei Flickr und mit Freunden, die online sind, chatten wie bei Skype. Dazu bietet Facebook viele andere Möglichkeiten, man kann Fanklubs von Pop- oder Sportstars beitreten, sich in globalen karitativen Gruppen engagieren, zum Beispiel für die Mönche in Burma spenden, oder, wie erst kürzlich in Grossbritannien geschehen, einen Blutspender finden, der ein Leben rettet.

Das sind die praktischen Vorteile, ebenso wichtig scheint der emotionale Aspekt zu sein, vor allem das Sehen und Gesehenwerden. Viele Mitglieder aktualisieren ihr Profil täglich, so erfährt man, wer wo auf welcher Party war oder wie das Wetter im Urlaub ist. Wie Mitglieder einer Wohngemeinschaft lassen viele



Sondermülldeponie oder geniale Kontaktmaschine? Facebook-Kunden sind Voyeure und Exhibitionisten zugleich.

Fakten

Der Superlativ

Zuwachsraten von 50 Prozent – der Erfolg von Facebook in Zahlen. Von Andreas Thut

Facebook in der Schweiz — Über 1,1 Millionen aktive Benutzerkonten aus der Schweiz gibt es gemäss dem renommierten Blog allfacebook.com derzeit auf Facebook. Im Mai letzten Jahres waren es 360 000, Anfang 2008 erst etwas über 100 000. Die monatlichen Zuwachsraten liegen aktuell bei 50 Prozent. Damit gehört die Schweiz zu den Ländern mit den höchsten Zuwachsraten.

Kometenhafter Aufstieg — In absoluten Zahlen ist Facebook das am schnellsten wachsende soziale Netzwerk in der Geschichte des Internets. Seit seiner Gründung als Campusnetzwerk im Februar 2004 stiegen die Nutzerzahlen exponentiell auf aktuell über 150 Millionen aktive User weltweit, davon 70 Prozent ausserhalb der USA. Facebook ist in 35 Sprachen verfügbar und wird von Menschen aus 170 Ländern genutzt. Täglich kommen rund 450 000 Nutzer hinzu. (Angaben: Facebook, allfacebook.com)

Die Konkurrenz — Im Rummel um Facebook geht bisweilen unter, dass eine ganze Reihe weiterer sozialer Netzwerke ebenfalls zu festen Grössen geworden sind: Seinem grössten Konkurrenten MySpace, Sprungbrett einer ganzen Reihe von Musik-Sternchen und -Stars, liefert Facebook seit Monaten ein Kopf-an-Kopf-Rennen um die grösste Nutzerschaft. Für das Business-Networking haben sich LinkedIn im angelsächsischen und Xing im europäischen Raum als unverzichtbare Werkzeuge etabliert. Xing tut dies auch erstaunlich profitabel. Und während Orkut sich grosser Beliebtheit in Lateinamerika und Asien erfreut, buhlen Bebo und Netlog um die Gunst europäischer Teenager.

Das Ausmass — Der durchschnittliche Facebook-User hat 100 «Freunde», fast die Hälfte pflegt dieses virtuelle Netzwerk täglich. Dabei werden monatlich über 700 Millionen Fotos, 15 Millionen Links und Inhalts-Schnipsel, 4 Millionen Videos und 2 Millionen Event-Einladungen hochgeladen. Zudem frönen die Facebooker heftig der virtuellen Vereinsmeierei: Über 19 Millionen Facebook-Groups haben sie unterdessen gegründet. Kein Wunder also, dass die globale Nutzerschaft an jedem einzelnen Tag 2,6 Milliarden Minuten auf Facebook verbringt. (Angaben: Facebook)

an ihrem Leben teilhaben, gratulieren zu Geburtstagen, Weihnachten und Neujahr, teilen ihren Freunden mit, warum der FC Bayern Meister wird und nicht Hertha BSC Berlin und warum es besser ist, dass Barack Obama der nächste US-Präsident geworden ist. Über eine Million Facebook-Fans hat Obamas Profil, seinen Internet-Wahlkampf, der grossen Anteil am klaren Sieg über John McCain hatte, entwickelte und leitete Chris Hughes. Der 25-Jährige war in Harvard Zimmergenosse von Mark Zuckerberg, gemeinsam gründeten sie Facebook als Campus-Netzwerk und bauten es aus. Hughes verliess für Obamas Wahlkampf das Facebook-Headquarter Palo Alto in Kalifornien und zog nach Chicago.

Naomi Campbell wird meine Freundin

Da Facebook nicht an der Börse ist, ist es nicht verpflichtet, Auskunft über Businessdaten zu geben. Laut eigenen Angaben soll der Vorsteuergewinn 2007 bei 50 Millionen Dollar gelegen haben. Microsoft bezahlte im Oktober 2007 zirka 240 Millionen Dollar für 1,6 Prozent der Anteile, was den Unternehmenswert auf 15 Milliarden Dollar taxiert und den Wert eines Mitglieds auf 150 Dollar. Der Jahresumsatz für 2008 lag laut Facebook zwischen 300 und 350 Millionen Dollar, der Vorsteuergewinn bei etwa 120 Millionen Dollar. CEO Zuckerberg weist Verkaufsamitionen immer wieder zurück, mit gutem Grund: Der Wert der Datensätze seiner Facebook-Mitglieder wird steigen, weil die grossen Konzerne ihre Werbung und ihr Marketing immer präziser auf die Konsumenten personalisieren müssen und dazu persönliche Kundenprofile brauchen, solche, wie sie die Facebook-Mitglieder freiwillig ins Netz stellen.

Das Mitglied Felix Hutt brauchte Facebook längst wie Koffein. Meine Freundesliste wuchs, ich ertappte mich dabei, wie ich in der Mittagspause auf den Nachttisch verzichtete, um mehr Zeit für Facebook zu haben. Ich war mittlerweile drei Monate dabei, hatte fast 200 Freunde und war immer noch überzeugt, dass ich jederzeit aussteigen könnte. Bis mir meine spanische Ex-Freundin eine Freundschaftsanfrage schickte. Wenn ich bejahen würde, würde sie mich sehen können. Ich fühlte mich nackt und bescheuert, renovierte mein Profil, löschte anzügliche Bemerkungen anderer Frauen an meiner Pinnwand und akzeptierte sie dann als Facebook-Freundin. Als ich abends bei einem Glas Wein im Restaurant sass, ständig auf mein Telefon schaute, weil ich auf die Nachricht einer Frau wartete, der ich schon lange nichts mehr zu sagen hatte, da wusste ich, dass ich süchtig war.

So süchtig, dass ich morgens in der Redaktion Facebook auf meinem Computer öffnete, den ganzen Tag erreichbar war, was sich aber nicht als Nachteil herausstellte, weil viele Berühmtheiten ähnlich süchtig zu sein schienen wie



4254 Freunde: Klubbesitzer Hirschmann.



Miss Facebook: Laura Vesti.



«Anstupser» der Nation: Moderator Beck.

«Eva Camenzind ist doof»

Für Schweizer Prominente kann Facebook heikel werden, man ist dem Publikum gnadenlos ausgeliefert. Von Jürg Zentner



Es kann auch hart sein: Fernsehfrau Camenzind.

Der Start ins neue soziale Leben beginnt auch in der Schweiz mit einem möglichst vorteilhaften Profilbild aus der Serie «Als ich noch dreissig Kilo leichter war». Dieses Profilbild hört meistens Bands, die nie im Radio gespielt werden, und führt ein aufregenderes Leben als Hanni und Nanni auf dem Pferdehof. Das Profil gibt sich gern politisch und ist gegen den Gaza-Krieg, die Wirtschaftskrise und dieses CO₂-Dings. Zusätzlich hält sich das Profil mit den online gestellten Best-of-Ferienfotos stets an den schönsten Orten der Welt auf und freut sich in der Statusmeldung seit drei Tagen «aufs Snööööbe i dä Flumserberg». Doch wie überall auf der Welt ist die Person hinter dem aufregenden Facebook-Profil meist eine ganz andere.

Naiv, wer denkt, dass keiner die Chance nutzt, seine Schokoladenseite in einer Ferrero-Rocher-Goldkugel anzupreisen. Die Wirklichkeit ist hässlich genug: SBB, UBS und Credit Suisse haben aus Sicherheitsgründen ihren Mitarbeitern den Zugang auf Facebook gesperrt. Damit trennen diese Grossunternehmen offiziell das Facebook-Profil vom Menschen dahinter. Während das virtuelle Profil nämlich 220 Facebook-Freunde hat und eine Menge Spass mit «Funwalls» und «Coolest friends request», muss die ungeliebte Schwester des Profils

ein tristes Arbeitsleben führen. Schwester deshalb, weil in der Schweiz fünf Prozent mehr Frauen als Männer ein Facebook-Profil haben.

Wo Mädels sind, da schleichen früher oder später auch liebestolle Jungs rum und nutzen die Gunst der meist späten Stunde, sich auf Bildschirmdistanz dem Weibchen anzunähern. Vielleicht mit einer «Sexiest person»-Anfrage oder einfach, indem man diese Person «anstupst». Das «Anstupsen» ist auch virtuell eine kindische Art, auf sich aufmerksam zu machen. Meist harmlos, im Fall von SF-Moderator Dani Beck (1197 Freunde) problematisch. So schaffte er es als «Anstupser» der Nation im *Blick* unlängst zum ersten Facebook-Skandalchen, als sein Profil gesperrt wurde.

Interaktives Donnergrollen

Denn Extrem-Anstupser haben den virtuellen Ächtungsgrad eines Exhibitionisten auf dem Kinderspielplatz. Reuig bekundete er im *Blick*: «Immer wenn ich verwarnt wurde, habe ich aber aufgehört.» Ganz anders dagegen Klubbesitzer Carl Hirschmann. Eben noch der Designer-Jammerlappen in der SF-Doku «Der Match», ist er mit sagenhaften 4254 Freunden eine Art Facebook-Sonnengott. Hoffentlich rufen ihn nicht alle gleichzeitig an, falls er in schlechten Zeiten mal einen Freund braucht.

Keine Freude an Facebook haben vor allem Prominente. Für Moderatorin Eva Camenzind

hat Facebook «etwas Voyeuristisches», wie sie gegenüber dem *Blick* mitteilte. Ausgerechnet jene Eva Camenzind, die den Ringier-Verlag so ziemlich jeden privaten Schritt öffentlich dokumentieren liess. Tatsächlich ist es für Prominente schwierig, ihre Position als Nabel der Welt zu verteidigen, wenn sich Facebook-Gruppen gegen sie formieren. «Eva Camenzind ist doof!» zählt 21 Mitglieder, während die Facebook-Gruppe «Eva Camenzind Fans» nur 3 Mitglieder hat: Reto, Adrian und Thomas.

Im selben Unbeliebtheits-Verhältnis outen sich mehr Facebook-User zum Statement «Holt Sven Epiney vom Schirm!» (127 Mitglieder) als «Sven Epiney Lovers» (48 Mitglieder). Es muss hart sein, wenn man plötzlich feststellt, dass man gar nicht so beliebt ist, wie man den *Heftli* immer erzählt hat. Facebook ist gnadenlos. Vor allem zu Sepp Blatter. Der Fifa-Boss ist bei Fussballfans unbeliebter als ein Stadionverbot: Davon zeugen die vielen Schmachgruppen wie «Sepp Blatter is a cock» (2754 Mitglieder) oder «Fuck off Sepp Blatter» (975 Mitglieder).

Die meisten Facebook-Gruppen sind aber positiv und wecken im Schweizer den ureidgenössischen Wunsch, mit Gleichgesinnten sofort einen Verein zu gründen. Die meisten Gruppen wie «Freunde des Alpaufzugs im Appenzell des ausgehenden 17. Jahrhunderts» (76 Mitglieder), «Ich will auch wie Roger Köppel im Editorial gemalt werden» (23 Mitglieder) oder «Thurgauer können nicht Auto fahren!» (761 Mitglieder) verfolgen keinen Zweck. Andere Gruppen wiederum, wie die medial berüchtigten Botellóns, dienen ganz harmlos zur Verabredung von Gleichgesinnten an einem Ort. Was dort passiert, ist nicht mehr virtuell.

Und wie auf jedem Misthaufen früher oder später ein Champignon wächst, dauerte es auch nicht lange, bis es eine «Miss Facebook Switzerland 2008» gab, die wie alle anderen Miss-Wahlen in zerplatzten Träumen und zweifelhaften Schlagzeilen von gesellschaftlicher Irrelevanz endete. Problematischer wird's, wenn des Volkes Zorn zu einem interaktiven Donnergrollen avanciert. Die Facebook-Gruppe «Bye Bye Billag: Volksinitiative gegen überhöhte Billag-Gebühren» (26137 Mitglieder) wird zu einem echten Stachel im Hintern der SRG. Denn gestärkt durch die Facebook-Resonanz, wird noch dieses Jahr eine Volksinitiative lanciert.

Jürg Zentner hat 302 Facebook-Freunde. Er ist Autor unter anderem für «Giacobbo & Müller» und schreibt für den Komiker Claudio Zuccolini.

ich. Ich traf Prominente, die ich interviewt hatte, Schauspieler, Produzenten, Literaten, Sportler, und vernetzte mich mit ihnen. Bastian Schweinsteiger ist Mitglied, Tommy Haas wurde mein Freund, Mousse T., Michael Michalsky, Herbert Knaup, Catherine Zeta-Jones. Zum Spass fragte ich Naomi Campbell, ob sie meine Freundin werden wolle, kurz vor Weihnachten antwortete sie mit Ja, liess mich in ihr Netzwerk. Ihr Profil, Backstage-Fotos von den Defilees, ihre Status-Updates, alles echt: Naomi und Felix sind Freunde!

Kraft der Gemeinschaft

Per Suchmaske kann man bei Facebook wie bei Google Namen eingeben, egal wen, und erfährt nach einem Klick, ob die Person bei Facebook ist. Auf diese Weise traf ich viele Menschen wieder, die ich aus den Augen verloren hatte. Ein Freund aus dem College ist jetzt Bademeister in Santos, Brasilien, ein anderer leitet eine grosse Steuerkanzlei in Darmstadt. Dank Facebook habe ich heute wieder Kontakt zu meinem ehemaligen Nachbarn David, den ich nicht mehr gesehen habe, seit ich acht Jahre alt war. Er lebt mit seiner Frau und drei Kindern bei den Amish People auf dem Land in Pennsylvania. Facebook wird anscheinend sogar von Gott toleriert, dachte ich mir, dann kann meine Sucht ja keine Sünde sein, oder ist der Heilige Geist selbst Mitglied? Nein, aber dafür mein Banknachbar aus der Grundschule, der nie Jeans tragen durfte und heute Hippie-Literatur und Marihuana in Berlin Kreuzberg verkauft.

Ich muss leider gestehen, dass ich längst Teil dieser virtuellen Realität bin, für die ich anfangs nur Spott übrig hatte. Mein kleines globales Facebook-Netzwerk beginnt mir von Nutzen zu sein. Ich finde Informationen zu Personen und Geschichten, zu denen ich recherchiere. Wenn ich reise und wissen möchte, wer ein freies Bett hat oder ein schickes Hotel kennt, bekomme ich brauchbare Antworten. Wenn ich auf einer Party bin und jemanden kennenlerne, gebe ich oft gar keine Visitenkarte mehr, «wir vernetzen uns morgen bei Facebook», heisst es dann. Ich gebe so wenig wie möglich von mir preis, glaube, nur die Vorteile zu nutzen, die offengelegten Informationen der anderen. Ich hoffe, dass ich der smarte Voyeur bin und kein Exhibitionist. Aber, und das ist die Demokratie bei Facebook, das eine funktioniert nur mit dem anderen, man ist Voyeur und Exhibitionist gleichzeitig. Bleibt die traurige Erkenntnis: «Du bist schlimmer als jedes Klischee», sagt Karen in der ersten Folge der US-Serie «Californication» zu Hank, dem Literaten in der Lebenskrise, «sitzt hier rum und googelst dich selber.»

Felix Hutt, 29, ist Reporter bei der deutschen Zeitschrift *Stern*.

Weltwoche auf Facebook: <http://tinyurl.com/fbpagewewo>

Inoffizielle Facebook-Group von Weltwoche-Fans: <http://tinyurl.com/fbgroupwewo>

Internet

Von wegen Hype

Mit Facebook lässt sich kein Geld durch Werbung verdienen. Trotzdem wird die Blase nicht platzen. *Von Michael Maier*

Facebook hat von allen sogenannten sozialen Netzwerken am besten den Zeitgeist aufgefangen: Es hat die Kultur des elitären Egoismus wie keine andere Interneterfindung in Frage gestellt. Die junge Generation traut der «geschlossenen Gesellschaft» und ihren Institutionen die Lösung der globalen Probleme nicht mehr zu. Sie hat deshalb ein neues Informations- und Kommunikationssystem entwickelt, welches an die Stelle der bekannten Instrumente tritt. Die Herde will in jedem Moment vom Einzelnen wissen und umgekehrt. Alle grossen Innovationen des Internets beruhen auf diesem Grundprinzip: Google, Wikipedia oder eben auch Facebook. Der Wille, sein Wissen mit anderen zu teilen, siegt über die Angst vor der Verletzung der Privatsphäre.

Facebook hatte in der Vergangenheit immer wieder verschiedentlich Probleme mit dem Datenschutz und dem verantworteten Umgang mit privaten Dingen. Die Korrektur kam jedoch jedes Mal aus der Gemeinschaft selbst. Einer der grossen Vorteile von Facebook liegt in der schieren Zahl der Nutzer: 150 Millionen. Sie organisieren sich anarchisch und sind nicht vom Management zu steuern. Sie sind divers und vertreten daher nicht eine politische oder gesellschaftliche Richtung, die über alle anderen dominieren könnte. Die Nutzer begehren sogar selbstbewusst gegen Ideen auf, mit denen Facebook zu stark mit dem Kommerz liebäugelt. Die Initiative «Beacon», bei der Daten der Nutzer an Werbetreibende weitergegeben werden sollten, scheiterte im Jahr 2007 am Widerstand der Gemeinschaft.

Wüste für Werber

Das kann für Facebook am Ende zu einem existenziellen Problem werden. Denn der wirtschaftliche Erfolg nimmt sich im Vergleich zur Grösse des Netzwerks bescheiden aus. Die gigantischen Zuwachszahlen bei den Nutzern sind nicht von vergleichbaren Umsatzsteigerungen begleitet gewesen. So wird der «Wert» von Facebook nicht an klassischen wirtschaftlichen Kennzahlen gemessen werden. Der Wert liegt in der Tatsache, dass eine Gesellschaft der globalen Nomaden einen Weg gefunden hat, miteinander zu kommunizieren. Und das in einer einfachen, schnellen und im

Grunde auch ästhetischen Art, wie es Telefon, Zeitung und Fernsehen zusammen nicht fertiggebracht haben. Auch darin liegt eine enorme Herausforderung für Facebook: Werbung im klassischen Sinn funktioniert in den sozialen Netzwerken nicht. Ob die vielen Experimente, die die Markenindustrie gestartet hat, um die Facebook-Nutzer zu erreichen, von Erfolg gekrönt sein werden, wird in erster Linie davon abhängen, ob sich die Werbetreibenden den neuen Spielregeln – Offenheit, Direktheit, Kritikfähigkeit, Dezentralisierung und PR-Aversion – unterwerfen können und wollen.

In den USA sind längst Bestrebungen im Gange, die Dominanz von Facebook durch eine Vielzahl von Netzwerken zu brechen. Unter dem Stichwort der *open identity* arbeitet zum Beispiel das Higgins-Projekt daran, dem Nutzer eine Art digitaler Identität zu geben. Mit ihr werden Passwörter ebenso obsolet wie die Mitgliedschaft in einem universalen Netzwerk. Möglicherweise werden am Ende ungezählte kleine Netzwerke stehen, die miteinander verbunden sind. Das Interesse an dieser Entwicklung wird auch getrieben von der Erkenntnis, dass die grossen Netzwerke wie Facebook oder Youtube immer die «Eigentümer» der Daten bleiben wollen, denen sie Raum bieten.

Facebook wird der wichtigste Pionier bleiben: Die Menschen haben gelernt, im Internet neue soziale Kommunikations- und Informationsformen zu verwenden. Mit diesen ändert sich das gesamte Denken, weil die Präsenz der anderen in jedem Gedanken des Einzelnen möglich wird. Es mag heute noch ein Privileg der vorwiegend jungen Leute sein, die diese Denk- und Kommunikationsweisen sozusagen mit der Muttermilch aufsaugen. Die *digital natives* jedoch sind die Entscheider von morgen. SAP, die CIA und Barack Obama arbeiten längst selbstverständlich mit Facebook. Wer skeptisch am Rande stehen bleibt und auf das Platzen der nächsten Blase hofft, wird am Ende nicht verstehen, warum sich alles so schnell geändert hat und in welche Richtung die Welt sich dreht.

Michael Maier ist Journalist und Gründer mehrerer Internetunternehmen sowie Autor des Buchs «Die ersten Tage der Zukunft. Wie wir mit dem Internet unser Denken verändern und die Welt retten können» (Pendo-Verlag, 2008).

Eier ab

Männliche Ferkel werden kastriert, damit sie nicht nach «Säuli» stinken. Der hinterhältige Eingriff geht zu weit. Man könnte die armen Schweinchen auch impfen. *Von Beda M. Stadler*



Glücksschweine? Kleine Eber sind zum Politikum geworden.

Wer kein Blut sehen oder nicht mit der Tatsache leben kann, dass wir Affen sind, sei gewarnt: Es geht darum, ob die Schweizer Fleischproduzenten weiterhin Ferkel kastrieren sollen. Da Dinge rund um die Hoden ein delikates Thema sind, betrachtet man sie am besten aus einer wissenschaftlichen, in unserem Fall der evolutionsbiologischen Warte.

Die Hodengrösse korreliert nämlich mit der Promiskuität von Säugetieren. Streng monogam lebende Affen, wie etwa die Gibbons, haben kleine Hoden. Die Gorillas, die es mit der Treue nicht so genau nehmen, haben grössere. Die allergrössten Hoden haben die Schimpansen. Sie repräsentieren in diesem Sinn die Krönung der «Schöpfung». Monogame Partnerschaften verlangen nämlich nicht nach überdimensionierten Samenfabriken wie bei den Schimpansen, die ihre sozialen Konflikte gerne mit Sex lösen. Dabei sind sie, mit menschlichen Massstäben gemessen, unmoralisch, weil sie nicht einmal vor Kindern haltmachen. Nachwuchs kriegt also der Schimpanse, der nicht nur am meisten Gelegenheit hatte, sondern viel Samen produziert: *survival of the sexiest*.

Unsere Hoden sind kleiner als die der Schimpansen, aber grösser als jene der Gibbons. Nun, was hat dies mit der Ferkelkastriation zu tun? Jemandem die Eier abzuschneiden, ist auch eine moralische Frage, und weil grundsätzliche moralische Werte ein evolutionäres Pro-

gramm sind, muss man sich fragen, was wäre, wenn wir Menschen so grosse Hoden hätten wie die Schimpansen.

Jedem Wissenschaftler leuchtet ein, dass belastende Tierversuche an nahverwandten Säugetieren zu unterlassen sind. Auch die Tierärzte, denen man noch vor wenigen Jahren dozierte, die fachgerechte Kastriation sei problemlos, da kleine Ferkel nicht so schmerzempfindlich seien, haben dazugelernt. Die Schweizerische Tierärztliche Vereinigung für

68 Prozent der Konsumenten haben angegeben, die Eberimpfung zu akzeptieren.

Tierschutz (STVT) hat bereits Ende November ein Pressecommuniqué an alle grösseren Tageszeitungen der Schweiz versandt. Darin weist die STVT darauf hin, dass es neben modernen Ebermasten eine erprobte und in der EU zugelassene Impfung gibt, die verhindert, dass ein Eber nach «Säuli» stinkt.

Der Ebergeruch beruht vor allem auf Skatol und Androstenon. Beide Stink-Stoffe fallen nach einer Impfung unter die menschliche Wahrnehmungsgrenze. Der Impfstoff hinterlässt keine Rückstände im Fleisch und ist schmerzlos in der Anwendung. Bei der Kastriation, mit oder ohne Betäubung, verenden an

den Folgen bis zu einem Prozent der Eber. Die umweltbelastende Gasnarkose ist keineswegs narrensicher und führt manchmal trotzdem zu einem schmerzvollen Eingriff. Niemand redet übrigens von postoperativen Schmerzen und Infektionen. Wahrscheinlich weil kleine Eber, mit oder ohne Schmerzen, wie Glücksschweine aussehen.

Die Grossverteiler haben alle von der Kastriation während der gesetzlichen Übergangsfrist profitiert, obwohl die Impfaltemative in der Praxis bereits erprobt war. Ansonsten ist dieser Gilde jedes Label gut, um den Umsatz zu steigern. Sogar «mit ohne Gentechnik» wird als sinnvoll erachtet. Warum also nicht ein neues Label: «mit ohne Hoden ab»? Es wird vorgeschoben, der Konsument wolle keine geimpften Tiere. Oh ja, solche Konsumenten gibt es, das sind wahrscheinlich die gleichen, die auch ihre Kinder nicht gegen Masern impfen, aber schon etliche Lachse verzehrt haben, die gegen Furunkulose geimpft sind. Vielleicht sind sie auch durch die impfkritische Broschüre der schweizerischen Stiftung für Konsumentenschutz irreführt worden? Die Mehrheit der Konsumenten reagiert anders. Laut einer Studie von ProSchwein haben bereits 2007 68 Prozent der Konsumenten angegeben, die Eberimpfung zu akzeptieren. Die Grossverteiler sollten in der Nähe ihrer Fleischtresen einen Videofilm laufen lassen, der zeigt, wie man kastriert oder wie man impft. Dies würde langwierige Diskussionen oder einen runden Tisch, wie kürzlich vom Präsidenten von Suisseporcs, Peter Hofer, vorgeschlagen, unnötig machen.

Die verpönte Impfung kostet rund fünf Franken. Der Krampf mit der Betäubung, wie er jetzt aus unverständlichen Gründen durchgesteuert wird, geht selbst Karnivoren wie mir zu weit. Die Grossverteiler müssen endlich Farbe bekennen. Man kann doch nicht ständig von «glücklichen Schweinen» und «Bio» reden und dann hinterrücks ohne Notwendigkeit mit dem Skalpell den männlichen Nachwuchs verunstalten, womit wir wieder am Anfang wären. Die geistige Evolution und die Erkenntnisse aus der Biologie müssen bei derart vitalen Problemen miteinbezogen werden. Die meisten von uns haben schliesslich Marx und Freud verarbeitet, jetzt ist die geistige Verarbeitung von Darwin dran. Wer es geistig nicht schafft, sollte es wenigstens mit dem Magen tun.

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor an der Universität Bern.

Job am Katapult

Sie sind meist jung, spielen höchst undurchsichtige Rollen, verdienen sehr gut und machen rasch Karriere: Die persönlichen Mitarbeiter der Bundesräte sind die unkontrollierten Machtfaktoren in Bern.
Von Urs Paul Engeler



Unglücksfall Widmer-Schlumpf: PM Leprat.

Neugewählte Bundesräte verkünden oft hochgemut, sie könnten auf die Hilfe von persönlichen Mitarbeitern, in Bern kurz PMs genannt, getrost verzichten. Auch Ueli Maurer verzichtet ausdrücklich auf die Anstellung von «freischwebenden Neutronen ausserhalb der Strukturen und Prozesse», wie sein Sprecher Jean-Blaise Defago sich ausdrückt. Nach ein, zwei Jahren haben die meisten Magistraten, stiller und leiser, das Kontingent von zwei PMs, das ihnen zusteht, bereits ausgeschöpft. Zu interessant sind die Möglichkeiten, die das umstrittene Instrument bietet – für die Herren und nicht minder für die Knechte.

Unglücksfälle, wie BDP-Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf sie in ihrem ersten Jahr produziert hat, sind die Ausnahmen. Den ersten persönlichen Mitarbeiter, Sébastien Leprat, 38, einen früheren FDP-Funktionär aus dem familiären Umfeld von alt Bundesrat Adolf Ogi (SVP), hat sie im bösen Streit nach elf Monaten bereits geschasst. Auch die zweite Beraterin, Ruth Reusser, vormals resolute Vizedirektorin im Bundesamt für Justiz, hat sie nach kurzer Zeit der Zwietracht vor die Türe gestellt. Nun versucht es die Ministerin, die als beratungsresistent gilt, mit einem dritten Beistand: Stefan Costa, 41, eine Hinterlassenschaft ihres gescheiterten Partei- und Amtskollegen Samuel Schmid.

Doch dieses Zerwürfnis ist der Ausnahmefall, normalerweise sind die Verhältnisse zwischen den Bundesräten und ihren Handlangern in- niger, langlebiger und lohnender. Die PMs werden in der Regel nicht entlassen, sondern befördert, in der Regel kurz vor Ende der Dienstzeit des Magistraten. Aus unbekanntem Gehilfen werden dann, nicht selten fast über Nacht, Amtsdirektoren (etwa Peter Hablützel, zusammen mit dem Schriftsteller Peter Bichsel intellektuelle Gehilfe für SP-Bundesrat Willi Ritschard), Bündner Bahndirektoren (Silvio Fasciati, Leon Schlumpfs Begleiter), Vizedirektoren, Generalsekretäre, Botschafter, Professoren, Kommunikationschefs oder Staatssekretär, Regierungsrätin (wie die Freiburgerin Isabelle Chassot, die CVP-Bundesrätin Ruth Metzler führte), auch Bundeskanzlerin (Corina Casanova, die dem CVP-Mann Joseph Deiss zudiente) oder Vizekanzler (Thomas Helbling, der die Militär- und Sportminister Ogi und Schmid stützte).

Der Weg nach oben

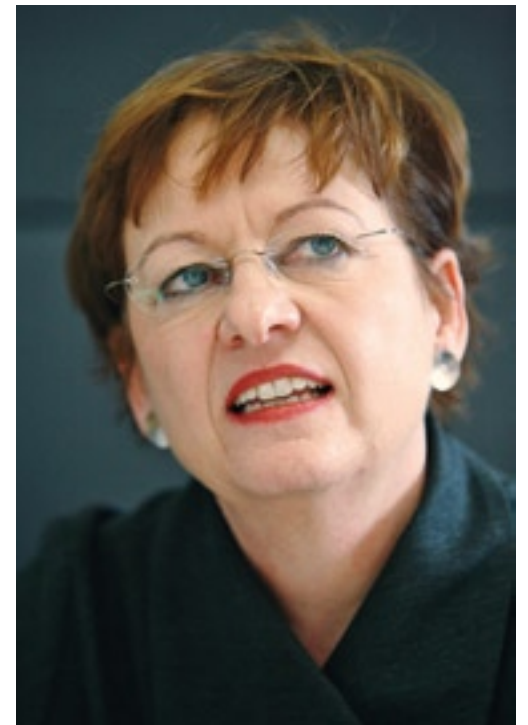
Die Liste der rund hundert Personen, die sich ehemalige PMs nennen können, bietet einen beachtlichen Querschnitt durch die politische, wirtschaftliche und diplomatische Prominenz der Schweiz. Alt Staatssekretär Franz A. Blankart (Sekretär der SP-Bundesräte Willy Spühler und Pierre Graber) führt die lange Tabelle der Berater an, die Botschafter geworden sind. Weiter finden sich darauf Leute wie Jacques de Watteville (Vertreter der Schweiz bei der EU), der Luzerner Bernhard Marfurt, der im schwierigen EMD den Luzerner Kaspar Villiger schützte, Dante Martinelli (Chef der ständigen Uno-Mission in Genf), Johannes Matyassy (Chef des bundeseigenen PR-Büros Präsenz Schweiz) oder Urs Ziswiler (Botschafter in den USA). Der Job im Dunstkreis eines Bundesrats ist der wohl exklusivste und sonderbarste Beruf und die steilste Rampe nach weit oben, gewissermassen ein Katapult.

Schwierig ist allein der Start. «Man muss es offen und ehrlich sagen», erklärt Klaus Hug, von 1976 bis 1979 persönlicher Mitarbeiter von Bundesrat Kurt Furgler (CVP), zwischen 1984 und 1991 Direktor des zentralen Bundesamtes für Industrie, Gewerbe und Arbeit (Biga) und heute Wirtschaftsanwalt mit beachtlichen Mandaten an der Schnittstelle zur hohen Politik: «PM wird man durch Beziehung.» Hug war dem fordernden Furgler als rühriger Zentralpräsident des katholischen Studentenver-

eins (StV) aufgefallen und wurde nach Bern berufen, als Vorgänger Edgar Fasel als Informationschef zu Sandoz wechselte. Den St. Galler Walter Fust, der diesen Vertrauensposten 1984 einnahm, entdeckte der St. Galler Furgler bei einem Staatsbesuch in Tokio. Der beflissene Botschaftsangestellte spielte den perfekten Reiseführer und leitete so eine Karriere ein, die ihn schliesslich an die Spitze der Direktion für Entwicklung und Zusammenarbeit (Deza) trug, zum Verwalter von Milliarden-Budgets und zum internationalen Humanitätsstar machte.

Fürstliche Saläre

Noch nie wurde der Posten eines persönlichen Beraters ausgeschrieben; die meisten der Assistenten werden in der Partei oder im persönlich-beruflichen Umfeld rekrutiert – und zu höchst komfortablen Konditionen angestellt. Die Newcomer, die keinerlei Verantwortung



Lohnendes Amt: Bundeskanzlerin Casanova.

in der Hierarchielinie haben, die auch kaum politische Rechenschaft ablegen müssen und die allein ihrem Herrn oder ihrer Herrin verpflichtet sind, figurieren in den Lohnklassen um 30 und 31, verdienen also zwischen 190 000 und 200 000 Franken pro Jahr, die üblichen Orts- und Familienzulagen nicht inbegriffen. Finanziell sind sie Abteilungschefs oder Vize-



Furglers Entdeckung: Humanitätsstar Fust.

direktoren gleichgestellt. Bei einer Trennung können sie zudem Ansprüche auf mindestens einen Monats- und maximal einen zusätzlichen Jahreslohn geltend machen. Dieser Fallschirm wird allerdings nur in Sonderfällen wie im aktuellen Konflikt zwischen Widmer-Schlumpf und Sébastien Leprat, der eine fünfstellige Abgangentschädigung erhält, geöffnet. Normalerweise werden die Diener intern weitergereicht oder bei Freunden in der Wirtschaft (Novartis ist eine solche Abnahmestelle) und in Annexbetrieben wie der Swisscom oder beim Nationalfonds verstaubt.

Als beliebte Belohnung bietet sich die Direktion der Eidgenössischen Alkoholverwaltung an: Bis Mitte letzten Jahres stand dem gemütlichen Amt Lucien Erard vor, der als persönlicher Mitarbeiter von Aussenminister Pierre Aubert (SP) gestartet war. Abgelöst wurde Erard durch Alexandre Schmidt, 38, den persönlichen Mitarbeiter von Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP).

Noch konsequenter agierte Otto Stich (SP), der ohne seine Beiräte Jean-Noël Rey und Elisabeth Baumann keinen Fuss aus dem Büro setzte. Die beiden flankierten ihn selbst bei Verhandlungen vor den Parlamentskommissionen. Rey, der unmittelbar nach der Wahl des wilden Kandidaten Stich zum neuen Bundesrat übergelaufen war, erntete schliesslich den Posten eines Generaldirektors der Post. Seiner Vertrauten Elisabeth Baumann, die ihm auch im Hotel «Bern» zur Seite sass, übergab er die Leitung der Pensionskasse des Bundes, die ins fürchterliche Chaos stürzte und als milliardenteurer Sanierungsfall endete.

Argwohn wecken weniger die stolzen Saläre und lukrativen Pöstchen als die unklaren, nirgends definierten Rollen der Frischlinge mit

Exklusivzugang zum Departementschef. Eine Verordnung aus den achtziger Jahren, die nach lauten Klagen aus der Verwaltung über Friktionen und Kompetenzkriege Leitplanken setzen wollte, wurde zwölf Jahre später wieder abgeschafft. Seither sind die Bundesräte ganz frei, wie sie die Famuli einsetzen. Kurz gefasst machen sie alles, was dem Magistraten nützt: Sie pflegen Beziehungen zur eigenen Partei, zu wichtigen Personen und Organisationen, auch zu Lobbyisten, setzen Reden auf, sekundieren den Chef bei Auftritten, beobachten die andern Departemente und Politrends, schreiben Berichte, flüstern hinter verschlossenen Türen ein, raten zu oder ab.

Stab der Frauen

Die höchstentwickelte Form der individuellen, vom Departement ganz abgehobenen Beratung hat SP-Bundesrat Moritz Leuenberger geschaffen. Juristin Martina Buol, die er als Sekretärin der parlamentarischen Verkehrskommissionen schätzen gelernt hat, leitet einen stattlichen «persönlichen Stab des Departementsvorstehers», der elf Personen umfasst. Da diese Angestellten überwiegend Mitarbeiterinnen sind und da Herr und Gefolgschaft sich in permanenter gegenseitiger Bestätigung ergehen, wird Leuenbergers Anhang nur «Les Moritzettes» genannt.



«Aussenminister»: ComCom-Chef Furrer.

Selbst Direktoren und Vizedirektoren der Bundesämter erscheint die Funktion der PMs nur nebulös. Vorsichtige sprechen von «Spannungsfeldern», «verlängerten Wegen» und «diffusen Spielregeln». Für andere bilden die Berater eigentliche «Fremdkörper im Departement», eine Art «Nebenregierung» oder gar «Schattenorganisation, die sich eher nervös,

unvermittelt und mit wenig Hintergrundwissen in ganz normal laufende Geschäfte einmischt». Selbstkritisch reflektiert ein ehemaliger PM, der keine Bundeslaufbahn eingeschlagen, sondern eine Beratungsfirma gegründet hat, seine jugendlichen Aktivitäten: «Man gerät plötzlich in eine Welt, in die man aufgrund seiner Herkunft und Biografie (noch) nicht hingehört. Man verliert den Boden unter den Füßen und fängt an, den Glanz und die kleine Macht zu geniessen. Die meisten beginnen sich zu überschätzen.»

Tatsächlich regieren die persönlichen Mitarbeiter meist munter mit, den Fokus stets auf

Die höchstentwickelte Form der individuellen Beratung hat Moritz Leuenberger geschaffen.

die Aussenwirkung aller Handlungen des Chefs gerichtet. Sie sind wesentlich für dessen Image in den Medien und in der Öffentlichkeit zuständig. Diese Aufgabe hat bereits in den achtziger Jahren Adolf Ogi zur zentralen Richtlinie entwickelt. Marc Furrer, 1988 vom DRS-Radiomann zum Geheimrat an der Seite des Berner Bundesrats aufgestiegen, bezeichnete sich selbst ungeniert als «Aussenminister» seines Herrn. Er rechtfertigte damit nicht nur seine ungewöhnliche Präsenz an europäischen Verkehrsministerkonferenzen, sondern auch die Kontrolle aller wichtigen Dossiers sowie direkte Interventionen bei Interviews, wenn Adolf Ogis Antworten heikle Formen anzunehmen drohten. Der Lohn für die perfekte PR-Arbeit war gebührend: Furrer wurde Direktor des Bundesamtes für Kommunikation (Bakom) und amtiert heute als Präsident der Eidgenössischen Kommunikationskommission (ComCom).

Unglücklicher verlief die Fortführung der Glorifizierung Ogis im Wehrministerium. Furrers Nachfolger, als «Ogi-Boys» belächelt, vermochten nichts gegen die Realitäten des Departements und der Armee. Hastige Umbesetzungen waren die Folge.

Eigentliche Unglücksfälle in der Geschichte der persönlichen Politberatung ereigneten sich nur zwei. 1990 sprach das Bundesgericht Katharina E. Schoop, treue Mitarbeiterin von Elisabeth Kopp (FDP), der Verletzung des Amtsgeheimnisses schuldig. Sie hatte auf Weisung ihrer Vorgesetzten deren Mann Hans W. telefonisch über ein drohendes Strafverfahren (Affäre Shakarchi) orientiert. Und 2004 musste Raphaël Saborit, ein Mann an der Seite von Pascal Couchepin (FDP), sein Berner Pult räumen, weil er einen vertraulichen Antrag von Bundesrat Christoph Blocher (SVP) Westschweizer Lobbyisten zugefaxt hatte. Trotz dieses Delikts arbeitet er weiterhin im Bundesdienst – als freischwebendes Element im internationalen Genf. ○

Neulich im Elfenbeinturm

Ein neues Buch über den Radiosender DRS 2 nimmt die gebührenfinanzierte Welt der Hochkultur unter die Lupe. Mitarbeiter des Kulturkanals reagieren empört und wollten die Veröffentlichung stoppen. Buchautorin Margrit Sprecher wird derweil mit Hass-E-Mails eingedeckt. *Von Andreas Kunz*



«Geheimsender für Eingeweihte»: DRS-2-Studio in Basel.

Für einmal ist etwas los im beschaulichen Bruderholz-Quartier oberhalb von Basel. Im altherwürdigen Radiostudio, idyllisch versteckt inmitten prächtiger Forsythien, sorgt ein Buch der Journalistin Margrit Sprecher über den Kultursender DRS 2 für Aufregung. Programmleiter Arthur Godel ärgerte sich derart über das Auftragswerk, dass er eine Veröffentlichung mit einer superprovisorischen Verfügung verhindern wollte. Radiodirektor Walter Rüegg musste intervenieren, den Skandal, den ein Verbot ausgelöst hätte, vor Augen.

Zuvor hatte Godel der Autorin bereits eine Liste geschickt mit 92 Korrekturen – vergeblich. Die erfahrene Sprecher, eine Grande Dame des Schweizer Journalismus, hatte sich in ihrem Vertrag gegen jegliche Einflussnahme abgesichert. Den Radiochefs blieb nichts anderes übrig, als das Werk auf den Markt zu

bringen – mit möglichst wenig Aufhebens: ohne Vernissage, Apéro oder die anfangs versprochene Werbung auf dem Sender.

Fast wäre der Plan aufgegangen. Wochen nach der Publikation erwachten allerdings die Kulturredaktoren in den Schweizer Tageszeitungen. Sie solidarisierten sich mit ihren DRS-2-Kollegen im Basler Radiostudio, von denen sie seit Jahren nicht einmal mehr die Programmhinweise veröffentlichen, verteidigten den ehrenwerten Kulturkanal und verrissen das Buch unisono. Die Reaktionen blieben nicht aus – Internetforen füllen sich seither mit empörten Einträgen, und Autorin Sprecher erhielt mehr als sechzig hasserfüllte E-Mails und telefonische Beschwerden bis tief in die Nacht hinein.

Wie kommt es, dass Anhänger eines hochkulturellen Programms ungehobelt reagieren? Und warum lassen sich die DRS-2-Chefs

von einem Buch, dem sie anfangs fröhlich zustimmten, derart überraschen? Immerhin besuchte Sprecher während sechs Monaten bis zu dreimal wöchentlich die Redaktionen. Sie hörte sich durch das Programm, recherchierte, führte Gespräche mit Mitarbeitern, Vorgesetzten und Hörern. Sprecher hat getan, wofür sie seit Jahrzehnten bekannt ist und mit Preisen ausgezeichnet wird. In ihrem Buch «Das andere Radio – DRS 2» schreibt sie präzise und pointiert und schreckt vor Lob genauso wenig zurück wie vor Boshaftigkeiten.

Bisweilen klingt das tatsächlich ein wenig angriffig für einen Kulturkanal. DRS 2 ist für Sprecher ein «Geheimsender für Eingeweihte», die Hörer eine «religiöse Gemeinschaft» und das Programm mitunter ein «Senkblei der Besonnenheit». Nirgendwo werde das «Sprechen für die gebildeten Stände so beharrlich gepflegt». «Hier folgen nicht die Nachrichten;

hier schauen wir den Nachrichten entgegen. Hier wird kein Konzert übertragen, hier öffnen sich uns die Türen zum Konzertsaal», schreibt Sprecher. Die Moderatoren artikulierten, als hätten sie es «mit Hilfsschülern» zu tun, und würden sich sowieso «am liebsten in Jamben ausdrücken».

Einen besonderen Eindruck gemacht haben Sprecher, die in ihrer Karriere auf zahlreichen Redaktionen – unter anderem bei der *Weltwoche* – gearbeitet hat, die Arbeitsbedingungen beim Gebührensender: «Man kommt morgens um 9 Uhr und geht um 17 Uhr, und mittags sitzt kaum jemand an seinem Schreibtisch.» DRS 2 sei «das letzte Angestelltenparadies, wo man ohne Herzinfarkt, Leberzirrhose, Mobbing und Leistungsnachweis das Pen-

«Das letzte Angestelltenparadies, wo man ohne Herzinfarkt das Pensionsalter abwarten kann.»

sionsalter abwarten kann, um sich anschliessend ganz seinem künstlerischen Hobby zu widmen». Erst wenn es ums Geld oder um Überstunden gehe, entpuppe sich «mancher Feingeist als hartnäckiger Feilscher». In der Ressortsitzung werde «oft länger um Lohnprozente als ums Programm geredet. Und jede Überstunde – in anderen Medien selbstverständlich – wird auf die Viertelstunde genau abgerechnet und in Franken oder Ferientage umgerechnet», schreibt Sprecher. Beim «letzten kommerzfreien Ort für Kultur» sei das schnellste Medium Radio zum «bequem abgefederten Reisedar mit unfallfreiem Chauffeur geworden».

Bei ihrem ungeschönten Blick auf die gebührenfinanzierte Welt der Hochkultur stützt sich die Autorin ironischerweise auf Aussagen von leitenden DRS-2-Redaktoren. Arthur Godel kritisiert im Buch, das er eigentlich verhindern wollte, die «professorale Betulichkeit» und «verkläusulierte Sprache» des Senders und fordert: «Raus aus dem Elfenbeinturm!», denn: «Der Autor muss schwitzen, nicht der Hörer.» Und Peter Gysling, ehemaliger Chef der Wortsendungen, vergleicht seine Versuche, etwas Ungewohntes zu lancieren und die Mitarbeiter für notwendige Veränderungen zu gewinnen, sogar mit dem Bemühen, «mit einer Grossfamilie den Mont Blanc zu besteigen». Andere Mitarbeiter schütteten bei Sprecher ebenso ihr Herz aus über die internen Widerstände und verkrustete Strukturen, wollten aber lieber anonym bleiben.

Die besten Argumente für Sprechers Kritik erhält sowieso, wer das Radio einschaltet und DRS 2 hört. Das heisst aufwachen mit klassischer Musik von Joseph Haydn, Béla Bartók oder Ludwig van Beethoven. Es folgen die «Zeilensprünge», ein sorgfältig vorgetragenes Gedicht, und dank Hintergrundsendungen

wie «Kontext» oder «Reflexe» kennt der Hörer noch vor dem Mittagessen die neuesten albanischen Filme und besten afrikanischen Jazztrompeter. Nachmittags diskutieren Dirigenten und Solisten die Phrasierungen und Tempi eines mehr oder weniger bekannten Stücks Barockmusik, anschliessend Jazz, World Music oder Buchbesprechungen am Abend, bald übergehend in ein Allegro von Dmitri Schostakowitsch oder Mozarts Klavierkonzert KV 459.

Als Abwechslung kann das sehr entspannend wirken. Umso störender ist dafür die Verpackung, die auch Sprecher in ihrem Buch kritisiert. In der Sendung «Musik für einen Gast» wird zwar rhetorisch brillant formuliert und glänzend debattiert, allerdings sind die Fragen in Samthandschuhe verpackt («Darf ich vielleicht noch rasch fragen ...?») und oftmals länger als die Antworten. Wer Glück hat, erfährt den Namen des Gesprächspartners am Anfang und vielleicht noch am Schluss der einstündigen Diskussion. Fester Bestandteil des DRS-2-Programms – und eines gebührenfinanzierten Senders unwürdig – sind auch die Pannen («Wir beginnen jetzt nochmals ...»): wenn wieder einmal die Nachrichten ausfallen, Sendungen mehrere Minuten zu früh oder zu spät beginnen oder eine Viertelstunde lang vollständige Ruhe herrscht, ohne dass es jemand bemerkt. Zwar sind die meisten Programminhalte durchaus hochstehend, doch werden sie allzu oft auf eine derart pädagogische Art vermittelt, dass es interessierte Hörer abschreckt («Achtung! Jetzt geht's für kurze Zeit ganz woandershin!»).

Elitäres Programm

Die spontanen Hörproben nähren den Verdacht, dass bei DRS 2 tatsächlich keine professionellen Journalisten am Werk sind, wie Sprecher schreibt, sondern «aktive Musiker, Dirigenten, Fotografen, Schriftsteller, Komponisten, Tonkünstler und Schauspieler», die «nach dem Fachstudium den Journalismus entdeckt haben». Elitäres Programm? Kein Problem, aber man muss es mit einer dünkelfaften Schwermut nicht auch noch herausstreichen. Hörerbindung? Funktioniert nur bedingt mit überformalisiertem Sprechstil und gewagten Spagaten («Von den stürmischen Wogen des Meeres geht's nun zum sanften Plätschern des Rheins»). Und in den Expertenrunden wird dem alten DRS-2-Motto «Wenn die Hörer zu dumm sind, um uns zu verstehen, sind sie selber schuld» immer noch allzu oft gefrönt.

Für ihr Spezialitätentum heimsen die Radiomacher zwar mangels Konkurrenz zahlreiche Preise ein. Ein Schneidepult bedienen können die allermeisten jedoch immer noch nicht. Sie benötigen für jeden produzierten Beitrag die Hilfe eines Technikers, was bei den Kollegen von DRS 1 und DRS 3 längstens für Heiterkeit sorgt.

Wer aber einmal angekommen ist auf der journalistischen Fluchtinsel für Kulturschaffende hoch oben im ruhigen Bruderholz, gehört oftmals sein Leben lang dazu. Die Arbeitsbedingungen sind derart lukrativ, die Lohnerhöhungen im Voraus festgelegt und die Verträge gewerkschaftlich betoniert, dass viele Redaktoren praktisch unkündbar mehrere Jahrzehnte beim Sender ausharren. Das bringt Erfahrung und Wissen, aber vor allem auch eine Trägheit und Verstaubtheit, die man dem Sender täglich anhört («Darf ich Ihnen nun mit Haydn den roten Teppich zum Tag auslegen ...?»).

Interne Proteste

Das weiss nicht nur Sprecher, sondern auch die Radiodirektion, die mit ihren Reformvorschlägen traditionell auf erbitterten Widerstand der Belegschaft trifft. Die erste Notbremse zog sie Ende der achtziger Jahre. Der Marktanteil näherte sich der Ein-Prozent-Marke und bedrohte die Existenzberechtigung des gebührenfinanzierten Senders. Forderungen nach mehr Aktualität und einer telefonischen Interaktion mit dem Publikum, die von den Redaktionen lange als «zu billig» verschrien worden war, führten zu internen Protesten und etlichen basisdemokratischen Arbeits- und Diskussionsgruppen mit bezeichnenden Namen wie «Work in progress». Die stets befürchtete «Boulevardisierung» blieb aus – und die ungeliebten Massnahmen wirkten: Der Minderheitensender steigerte seinen Marktanteil seither auf heute 4,6 Prozent, was täglich rund 380 000 Hörern entspricht. Oder 380-mal einem Konzertsaal mit 1000 Besuchern, wie es im DRS-2-Jargon heisst.

Mit den heutigen Format- und Internetradios, in denen sich unzählige Stationen allesamt ärgerlich ähneln, sollte für ein Kulturradio mit einem Budget von 14 Millionen Franken eigentlich das Doppelte drinliegen. Den teuren Marketingmassnahmen, die Radio DRS für seine Programme regelmässig inszeniert, verweigert sich der zweite Kanal bis heute. Das ist schade, denn über so viel Glaubwürdigkeit wie DRS 2 verfügen «nur noch wenige Markenprodukte», schreibt auch Sprecher. Einen Tipp, um ein neues Publikum anzusprechen, erhalten die DRS-2-Macher ausgerechnet von ihrer Kritikerin. In ihrem Buch lobt sie die junge Wissenschaftsredaktion, die 2007 neu geschaffen wurde und einen «fulminanten Start» hinlegte. Sie setze «auf Zahlen und Fakten statt auf Moral» und führe «Interviews statt Gespräche», schreibt Sprecher. Vielleicht schaffen es die «progressiven» Kräfte und der neue Programmleiter Marco Meier sogar, das Durchschnittsalter der Hörer zu senken, das auf stattliche 63,5 Jahre angewachsen ist.

Margrit Sprecher: Das andere Radio – DRS 2. NZZ Libro. 205 S., Fr. 48.–

Im Internet

Hören Sie diesen Artikel auf www.weltwoche.ch/audio

Die Klimapolitik friert ein

Jahrelang stand der politische Kampf gegen den Klimawandel im Zentrum europäischer Umwelt- und Energiepolitik. Angesichts der Energie- und Wirtschaftskrise ist das Thema von der Tagesordnung gestrichen. Neue Daten bestätigen, dass die globale Erwärmung nicht weitergeht. *Von Benny Peiser*

Europa ist in diesem Winter von einer bitteren Kältewelle erwischt worden. Während Millionen von Menschen der Kälte ausgesetzt waren, führte der Energiekrieg zwischen Russland und der Ukraine zu einem Lieferstopp russischen Erdgases. Zahlreiche Regierungen in Osteuropa riefen daraufhin den Energienotstand aus. Am härtesten waren die Balkanstaaten betroffen. Schulen und Fabriken mussten geschlossen werden, während frierende Menschen gezwungen waren, wie im Mittelalter Bäume zu fällen, um ihr Zuhause zu heizen.

Die Energiekrise demonstriert nicht nur die gefährliche Abhängigkeit von russischen Gaslieferungen. Sie macht auch deutlich, dass Europas grüne Klima- und Energiepolitik insbesondere wegen der vielerorts seit Jahren verfolgten Blockade des Baus neuer Atom- und Kohlekraftwerke zu einem strategischen Fiasko zu werden droht. In diesem Winter sind aber nicht nur die Temperaturen dramatisch gesunken. Auch das politische und wirtschaftliche Klima hat sich merklich abgekühlt. Die Weltwirtschaftskrise verdrängt Umwelt- und Klimathemen aus den Schlagzeilen: Die Sicherung von Arbeitsplätzen hat Vorrang vor kostspieligen Klimaprojekten. Ein fundamentaler Wandel in der Klimapolitik findet statt.

Neue Nüchternheit

Nun läuft in drei Jahren das Kioto-Klimaprotokoll aus. Was danach kommt, ist ungewiss. In den vergangenen Monaten sind die internationalen Verhandlungen über ein Nachfolgeabkommen in eine Sackgasse geraten. Allein der geringe Erfolg des Kioto-Protokolls hat zur politischen Desillusionierung und einer neuen Nüchternheit beigetragen: Die meisten Unterzeichner waren nämlich nicht in der Lage, ihre CO₂-Emissionen zu stoppen, geschweige denn zu senken. Ausserdem sind Entwicklungsländer wie China und Indien drauf und dran, die westliche Welt im Hinblick auf ihre Kohlendioxid-Emissionen einzuholen, wenn nicht bald zu überholen.

Die Bemühungen um eine neue globale Vereinbarung gipfeln im kommenden Dezember in der Uno-Klimakonferenz von Kopenhagen. Nach Ansicht des britischen Regierungsberaters Lord Nicholas Stern handelt es sich dabei um «das wichtigste Treffen zur Gestaltung der Zukunft unseres Planeten seit dem Zweiten Weltkrieg». Nicht wenige Beobachter fürchten, solche Behauptungen könnten sich negativ auswirken.



Klimakanzlerin: Angela Merkel mit Dänemarks Premierminister Rasmussen in Grönland.

Der Grundstein zur möglichen Vereinbarung von Kopenhagen wurde im letzten Sommer gelegt, als die G-8-Staaten eine fünfzigprozentige Verringerung der globalen Emissionen bis zum Jahr 2050 anvisierten – unter der Bedingung, dass sich alle wichtigen Emittenten gleichermassen zu diesem Ziel verpflichten. Doch eine verbindliche Vereinbarung erscheint unwahrscheinlich: Bedeutende Entwicklungsländer, allen voran China und Indien, sprechen sich gegen eine konkrete Reduzierung ihrer CO₂-Emissionen aus und verlangen deshalb, um dem wachsenden Druck des Westens etwas entgegenzusetzen, westliche Hilfgelder in Höhe von 100 bis 200 Milliarden Dollar im Jahr. Die Situation ist verfahren: Denn ohne Einlenken Chinas und Indiens sind weder die USA noch die EU bereit, Verpflichtungen einzugehen. Dass die Uno-Klimaverhandlungen vor dem Scheitern stehen, mag niemand offen eingestehen. Kommt in Kopen-

hagen keine Einigung zustande, wird eben für das nächste Jahr ein neues Treffen anberaumt. So lässt sich das Thema im internationalen Rahmen auf die lange Bank schieben.

Entscheidend ist, dass innerhalb der EU ein radikales Umdenken in Sachen Klima- und Energiepolitik stattfindet. Gaskrieg und Weltwirtschaftskrise haben eine Entwicklung verschärft, die sich bereits seit Monaten abzeichnete. Im vergangenen März hatten sich die EU-Chefs in Brüssel darauf geeinigt, die europäischen Emissionen von Treibhausgasen bis 2020 um zwanzig Prozent (gegenüber 1990) zu senken. Osteuropäische Länder unter der Führung von Polen protestierten. Sie wollten sich nicht dazu drängen lassen, ihre Energieversorgung auf russisches Gas umzustellen. Heute versteht man warum.

Der Widerstand gegen die alten Klimaziele reicht aber noch weiter. Die deutsche Regierung, die seit fast zwei Jahrzehnten die grüne

Agenda der EU dominiert hat, ist besorgt, dass die Klimapolitik katastrophale Folgen für Deutschlands energieintensive Industrien haben könnte. Der Konflikt um das europäische Klimapakete konnte deshalb beim letzten EU-Gipfel auch nur durch eine weitgehende Untergrabung der ursprünglichen Klimaziele entschärft werden.

Sah das ursprüngliche Klimapakete eine zwanzigprozentige Senkung der CO₂-Emissionen bis 2020 vor, könnte die tatsächliche Reduzierung lediglich vier Prozent betragen – wenn alle rechtlichen Ausnahmen des Pakets ausgeschöpft werden. Doch ob selbst dieses Minimalziel erreicht wird, erscheint angesichts des wachsenden Bedarfs an neuen Kohlekraftwerken fraglich.

Dass die Uno-Klimaverhandlungen vor dem Scheitern stehen, mag niemand offen eingestehen.

Von besonderer Bedeutung ist die von Italien initiierte Revisionsklausel: Sie garantiert, dass die Klimaziele der EU zukünftig an die Ergebnisse der internationalen Klimaverhandlungen gekoppelt sind. Wenn es also der Kopenhagener Klimakonferenz nicht gelingen sollte, sich auf ein Kioto-Nachfolgeabkommen zu einigen, werden wohl auch die EU-Klimaziele verringert. Durch die direkte Verknüpfung europäischer Entscheidungen mit denen der internationalen Gemeinschaft hat sich Europa zu einem realpolitischen Spieler auf dem Parkett der internationalen Klima-Diplomatie gemauert.

Ende der Klimakanzlerin

Das ursprüngliche Ziel der EU war es schliesslich einmal, dem Rest der Welt zu beweisen, dass man in Europa an seiner eigenen Klimapolitik festhält – unabhängig davon, was der Rest der Welt macht. Diesen Standpunkt hat die EU jetzt offensichtlich aufgegeben: Europas neue Klimastrategie zielt auf die verbindliche Verpflichtung von Staaten wie den USA oder China. Zu einseitigen Zugeständnissen ist Europa nicht mehr bereit. Der EU-Klimagipfel 2008 markiert den Beginn einer klimapolitischen Abkühlungsphase in Europa; dort, wo man bis vor kurzem durch eine ebenso überhitzte wie übereilte Politik den Kopf zu verlieren drohte.

Nirgends hat sich die Einstellung so merklich verändert wie in Deutschland. Seit den achtziger Jahren galt Deutschland als Speerspitze grüner Politik. Noch vor knapp zwei Jahren wurde Angela Merkel als Gastgeberin des G-8-Gipfels in Heiligendamm als globale Klimakanzlerin gefeiert. Diese Aura hat sie verloren. Im Zuge einer konzertierten Aktion der deutschen Industrie wie der wachsenden Opposition innerhalb ihrer eigenen Partei sah

sich Merkel gezwungen, der Ökonomie die Priorität einzuräumen. Über die Lage der Wirtschaft und die Sicherheit ihrer Arbeitsplätze sorgen sich Wähler derzeit bedeutend mehr als ums Klima. Anfang Dezember demonstrierten mehr als 10 000 wütende Metallarbeiter und Gewerkschafter – die meisten von ihnen aus Deutschland – vor dem Europäischen Parlament in Brüssel gegen die EU-Klimapolitik.

Internationale Beobachter sind schockiert über die Leichtigkeit, mit der Angela Merkel Deutschlands gelobte Klimapolitik schlagartig über den Haufen warf. Allerdings war die deutsche Kanzlerin fast das letzte CDU-Mitglied, das bereit war zu akzeptieren, dass eine grundlegende Strategieänderung notwendig war angesichts der immensen Kosten des ursprünglichen EU-Pakets. Die CDU-Bundestagsfraktion drohte gar mit einem deutschen Veto, falls nicht die eigene Industrie von der Versteigerung der Emissionskredite ausgenommen würde. Kein Wunder also, dass der EU-Gipfel diese Freistellung zugestand.

Auch die deutschen Sozialdemokraten, die einst laute Klimahysteriker waren, haben an Gewicht verloren – besonders weil sich die SPD immer mehr als grüne Partei gerierte und den Umweltschutz über Wirtschaftsfragen stellte. Jetzt, wo die Angst vor der Rezession grassiert, hält sich die SPD mit Kritik am klimapolitischen Wandel zurück. So fiel es Angela Merkel leicht, sich ohne Gesichtsverlust von ihrer Rolle als Klimakanzlerin zu verabschieden – vermutlich für immer. War gestern die Rettung des Planeten angesagt, steht heute die Rettung von Wirtschaft und Arbeitsplätzen auf dem Programm.

Die Verschiebung der politischen Prioritäten hat nicht zuletzt mit der Tatsache zu tun, dass die Erderwärmung in den vergangenen zehn Jahren nicht wie vorhergesagt eingetroffen ist. Der Erwärmungstrend der letzten dreissig Jahre ist zum Stillstand gekommen. Die Daten der internationalen meteorologischen Agenturen bestätigen dies. Nach Berechnungen deutscher Forscher, die im letzten Jahr in der Zeitschrift *Nature* veröffentlicht wurden, könnte diese Pause zehn Jahre anhalten. Noch ist ungewiss, ob die Prognose eintritt; täte sie es, wäre das auf absehbare Zeit das Ende radikaler Klimapolitik.

Katastrophen treffen nicht ein

Überdies erwies sich eine Reihe von Katastrophenvorhersagen als, wie es scheint, falscher Alarm. So wurde in den letzten zwei Jahren ein bemerkenswerter Abschwung der Hurrikanaktivitäten beobachtet. Das steht im deutlichen Widerspruch zu den Vorhersagen, die einen markanten Anstieg tropischer Stürme prophezeiten. In Wirklichkeit sahen die letzten beiden Jahre die geringste Aktivität tropischer Stürme in der nördlichen Hemisphäre seit dreissig Jahren. Ähnliches gilt für den pro-

gnostizierten Anstieg des Meeresspiegels: Eine im Januar in der Zeitschrift *Global and Planetary Change* veröffentlichte Studie kommt zu dem Schluss, dass der Anstieg in den Jahren 2003–2008 auf einen durchschnittlichen Wert von 2,5 Millimeter im Jahr gefallen ist und damit zwanzig Prozent niedriger liegt als der vom Weltklimarat für die Jahre 1993–2003 berechnete Wert.

Die Strategie, durch immer dramatischere Katastrophenwarnungen Einfluss auf die Klimapolitik zu nehmen, hat mittlerweile zu einem wachsenden Skeptizismus unter Wissenschaftlern genauso wie in der Bevölkerung geführt.

Die Gestalt einer künftigen Klimapolitik wird davon abhängen, wie lange die gegen-

Der Erwärmungstrend der letzten dreissig Jahre ist zum Stillstand gekommen.

wärtige Pause der globalen Erderwärmung andauert. Selbst wenn es zu einer Rückkehr zum moderaten Erwärmungstrend des 20. Jahrhunderts kommen sollte, dürfte die Debatte in Zukunft vermutlich nüchterner geführt werden. Mehr denn je aber wird die Zukunft der Klimapolitik von weltwirtschaftlichen und geopolitischen Verschiebungen abhängen. Sollte die Rezession nur von kurzer Dauer sein, wird die Klimadebatte wieder aufflammen. Sollte sie sich weiter verschärfen, verliert das Thema Klimawandel weiter an Bedeutung.

Auch die Wahl von Barack Obama zum neuen US-Präsidenten ändert daran nichts. Obgleich ein «grüner» Präsident Obama sicherlich der Klima- und Energiepolitik in den USA neue Impulse geben wird, darf es als sicher gelten, dass weder US-Senat noch Kongress gewillt sind, die stark angeschlagene Wirtschaft der USA in den kommenden Jahren durch teure Klimagesetze zusätzlich zu unterminieren. Nicht umsonst haben Obamas Berater erklärt, dass alle ins Auge gefassten Klimagesetze so lange zu verschieben sind, bis die neue Administration einen Ausweg aus der Wirtschafts- und Finanzkrise gefunden hat. Mit anderen Worten: *Let's wait and see.*

Die europäischen Regierungen wären also gut beraten, sich von einer dogmatisch grünen Philosophie zu verabschieden. Das 21. Jahrhundert bedarf einer pragmatischen Klima- und Energiepolitik, die zur Sicherung von Industrie- und Arbeitsplätzen ebenso beiträgt wie zum Schutz der Umwelt. Weniger Radikalität wäre da bereits ein grosser Fortschritt.

Benny Peiser ist Sozialanthropologe an der Liverpool John Moores University. Er ist Herausgeber des internationalen Wissenschaftsnetzwerkes CCNet und Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Energy and Environment*.



Essay

Marke Schnoddrigheit

Niemand hat die 68er vehementer ausgegrenzt und bekämpft als Helmut Schmidt. Ohne ihn wären die Grünen vielleicht nie entstanden. Heute ist er zukunftsweisender denn je.

Von Daniel Vischer

Als Fraktionschef der SPD während der grossen Koalition in den sechziger Jahren war er «Schmidt Schnauze». Als Kanzler galt er als erster Medienkanzler, Jahre vor Gerhard Schröder, der ihm punkto Coolness um einiges nachstand. Helmut Schmidt ist neunzig. Ungesund leben kann sich also auszahlen. Schmidt ist nach wie vor Kettenraucher. Von ihm sagte man, er habe während der Schleyer-Affäre nur von Coca-Cola und Menthol-Zigaretten gelebt. Heute kommt ihm das Privileg zu, als einziger Deutscher rauchend an einer Talkshow mit Maischberger teilnehmen zu dürfen. Sein Image als *elder statesman* pflegt er so gekonnt wie kein anderer. Kein Politiker kann ihm das Wasser reichen in seiner arroganten Lässigkeit, die nicht nur Weltläufigkeit markiert, sondern mit intellektuellem Niveau daherkommt.

Schmidt verkörpert aber auch so etwas wie den wandelnden Widerspruch der deutschen Sozialdemokratie. Im Gegensatz zu Brandt und Wehner, die während der Hitler-Zeit dem Widerstand angehörten und zu jener Zeit im Ausland waren, diente er in der Wehrmacht, was ihm Begin anlässlich einer deutschen Lieferung von Leopard-Panzern nach Saudi-Arabien Anfang der achtziger Jahre haltlos und zu Unrecht zum Vorwurf machte. Schmidt verkörperte den Normalfall seiner Generation wie die meisten Politiker vergleichbaren Alters aller Parteien im Nachkriegsdeutschland.

Schmidt war – wohl mehr als Brandt und Wehner – schnell zum strammen Atlantiker geworden, was 1982 zu seinem Sturz beitrug, nachdem sich seine Partei Anfang achtziger Jahre von seiner Nachrüstungspolitik so sehr entfernt hatte, dass er seinen Rückhalt verlor. Pikanterweise ging die Nachrüstungsinitiative, die zur grössten Friedensbewegung des letzten Jahrhunderts in Deutschland führte, von ihm und nicht von den USA aus.

Schmidt war innerhalb der Führungsgruppe der SPD der vehementeste Kritiker und Ausgrenzer der 68er Generation. Als bekennender Anhänger Poppers, mit dem er auch im Briefwechsel stand, waren für ihn alle, die sich auf den Marxismus bezogen, Dummköpfe. Von Achtundsechzigern hielt er nichts, seine Leute waren die Kanalarbeiter, der damalige rechte Flügel der SPD. Man muss sich diese süffisante Abrechnung Schmidts mit den Leu-

ten des SDS nochmals zu Gemüte führen. Heute lächeln wir vielleicht, haben wir sogar eine heimliche Achtung für Schmidts Rhetorik, derweil er damals einem guten Teil einer Generation ganz einfach den Weg in die SPD versperrte.

Brandt konnte das nach 1970 nur in geringem Masse auffangen. Dass ein Teil der 68er Generation später zu den Grünen ging oder sich parteipolitisch nicht engagierte, war damals vorgespurt worden.

Viele sehen im Sturz Brandts 1974 aufgrund der Guillaume-Affäre und der Übernahme der



Macher und Intellektueller: Alt-Kanzler Schmidt.

Kanzlerschaft durch Schmidt eine Zäsur in der Politik der damaligen sozialliberalen Koalition, die seit 1969 an der Macht war. Dies beruht aber auf einer Überschätzung der Aura Brandts. Gewiss war Schmidt immer der Macher, dieses Image pflegte er mit Genuss. Er war aber auch ein Intellektueller, durchaus gekonnt im Umgang mit Schriftstellern – Max Frisch begleitete ihn in den siebziger Jahren nach China, vor allem aber verstand er sich als der Weltökonom unter den Staatschefs. Schmidts Kanzlerschaft war aber, das sehen wir heute, von Anfang an geprägt vom Ende des Nachkriegsaufschwungs und vom Beginn

des Zerfalls des Lohn-Gewinn-Kartells zwischen Regierung, Arbeitgeber und Gewerkschaften, und damit wäre jeder konfrontiert gewesen.

Als Schmidts grösste Leistung galt die Tatsache, dass er bei der Entführung von Schleyer durch die RAF nicht nachgegeben hatte. Sie endete bekanntlich mit dem Selbstmord der RAF-Häftlinge, der lange Zeit von einigen für Mord gehalten wurde, und der Ermordung Schleyers. Schmidt wird man attestieren können, Extremlösungen zur Aushöhlung des Rechtsstaates schnell den Riegel geschoben zu haben. Gleichzeitig hat er mit dem Kontaktsperregesetz eine unrühmliche Entwicklung zur Aushöhlung der Verteidigerrechte eingeleitet, die heute ihre gefährliche Fortsetzung findet.

Joschka Fischer sagte von Schmidt, ohne ihn gäbe es die Grünen nicht. Ob dies in dieser Absolutheit stimmt, ist schwer zu sagen. Die Grünen sind auch anderswo entstanden, neben durchaus linken Sozialdemokraten, etwa in der Schweiz. Aber Schmidts auch die eigene Partei und viele Intellektuelle und Künstler brüskierende Nachrüstungspolitik und sein fast starrsinniges Bekenntnis zur Atomkraft haben sicher der Friedens- und Umweltbewegung und dem damit verbundenen Einzug der Grünen in den Deutschen Bundestag 1983 Vor-schub geleistet.

Schmidt war zeit seiner Kanzlerschaft strammer Atlantiker. Das ist er heute bemerkenswerterweise nicht mehr. Es ist Schmidt, der die amerikanische Aussenpolitik anprangert und fragt, mit welchem Recht die Atommacht USA von anderen Staaten Atomverzicht verlangt.

Liest man Schmidts Aufsätze in seiner *Zeit*, auch wirtschaftspolitische über die versäumte Regulierung des Weltfinanzsystems, hat man zuweilen den Eindruck, er führe heute einen Diskurs, der weit zukunftsweisender ist als der mancher Grüner in Deutschland, für die er einst als Feindbild galt.

Etwas hat er den meisten Politikern voraus: Er hat sich nie angebedert, weder im Stil noch in seiner Politik. Seine Schnoddrigheit blieb denn auch ohne Sympathieverlust sein Markenzeichen. Deshalb raucht er überall.

Daniel Vischer ist Rechtsanwalt, Nationalrat der Grünen Partei und Präsident der Rechtskommission.

«Nach uns der Untergang»

Die Mullahs haben die radikal-islamische Hamas während Jahren aufgerüstet, trainiert und finanziert, um Einfluss am Mittelmeer zu gewinnen. Jetzt will der Iran die Früchte seines Engagements ernten. *Von Pierre Heumann*



Nachschub aus dem Iran: Hamas-Kämpfer im Tunnel-Netzwerk des Gazastreifens.

Seit Jahren liefern die Mullahs den Palästinensern Raketen, Munition und Geld, auf dass sie den Süden Israels von Gaza aus mit Raketen unsicher machen. Eine Million Israelis gerieten so ins Visier der Palästinenser. Aus Angst vor Kassam-Raketen haben viele ihre Städte verlassen und sind nach Norden gezogen.

Für den martialischen Nachschub ins seit Monaten abgeriegelte Gaza bediente sich der Iran bis zum Ausbruch des Kriegs eines intensiven Tunnel-Netzwerks im südlichen Gazastreifen. Während im restlichen Küstenstreifen elende Zustände herrschten, florierte die Schmugglerregion im Grenzgebiet zu Ägypten, nachdem die Hamas vor zwei Jahren in Gaza die alleinige Macht übernommen hatte. Von 20 funktionierenden Tunnels in Rafah im Jahr 2007 stieg ihre Anzahl Ende 2008 auf 500. Nicht nur Zigaretten, Medikamente, Drogen und Kamele wurden durchgeschleust, sondern vor allem auch Waffen, Munition und Raketen.

«Nach uns der Untergang»: Mit diesem Slogan setzt Teheran die Hamas-Führung in Damaskus unter Druck, ungeachtet ziviler Opfer so lange gegen Israel zu kämpfen, bis sie den Sieg ausrufen könne. Der Sprecher des iranischen Parlamentes, Ali Laridschani, der übrigens auch in Bern ein gerngesehener Gast ist, flog übers Wochenende eigens nach Syrien, um die Verbündeten auf Ablehnung des Waffen-

stillstands einzustimmen, an dem Ägypten derzeit intensiv arbeitet. Man müsse jetzt erst recht Wege finden, um die Palästinenser in Gaza «vom Verbrechen der Zionisten zu befreien», stachelte Laridschani zum Krieg gegen Israel an.

Wenn die israelische Regierung die Armee jetzt mit voller Gewalt gegen den iranischen Ableger in Gaza vorgehen lässt, will sie damit nicht nur den Bürgern an der südlichen Peripherie ein sicheres Leben ermöglichen. Der Ausgang des Kriegs hat Konsequenzen weit über den israelisch-palästinensischen Konflikt hinaus. Sollte die Hamas nach den massiven israelischen Angriffen siegreich dastehen, würde das den Radikal-Islamisten im Dienste Teherans einen gefährlichen, weil verführerischen Nimbus verleihen. Davor zittern die Herrscher in Kairo, Amman oder Riad.

Angst in Jordanien und Ägypten

Vor einem militärischen Erfolg der Hamas hat zum Beispiel der jordanische Herrscher Respekt. In seinem Königreich besteht die Mehrheit der Bevölkerung aus Palästinensern, darunter viele Islamisten. Auch in Ägypten könnte der Iran mit Hilfe der Hamas versuchen, die Frommen zum Umsturz des Regimes anzu-spornen. Die Hamas und die stärkste Oppositionsbewegung Ägyptens, die Moslembrüder, sind ideologisch eng miteinander verbunden.

Sie wurde vor zwanzig Jahren in Gaza als Ableger der ägyptischen Moslembrüder gegründet. Deshalb weigert sich Hosni Mubarak, den Palästinensern die Grenze zu öffnen und sie ins Land zu lassen, weil dies die Moslembrüder politisch stärken könnte.

Auch wenn bisher bloss zwei arabische Staaten einen Friedensvertrag mit Israel unterzeichneten, hätten die meisten erkannt, dass es eine noch grössere und tödlichere Gefahr für sie gibt als Israel, schreibt der Nahostkenner Bernard Lewis: «die Bedrohung durch militante, radikale schiitische Muslime, die vom Iran gesteuert werden».

Nahöstliche Hegemonie als Ziel

Der Iran hat eine lange Tradition als Imperium und versucht jetzt, an die alte Vormachtstellung Persiens im arabischen Raum bis zum Mittelmeer anzuknüpfen. Um dieses Ziel, die nahöstliche Hegemonie, zu erreichen, setzt Teheran auf Terrorgruppen. Dabei muss der Iran harte Überzeugungsarbeit leisten, um sich als regionale Führungsmacht anzudienen: denn der Iran ist weder ein arabischer noch ein sunnitischer Staat.

Die Hamas spielt bei den PR-Bemühungen in eigener Sache denn auch eine zentrale Rolle. Indem Teheran eine militante Konkurrenzbewegung zu den säkularen, nationalistischen Bewegungen unterstützt, täuscht es vor, für Palästina zu kämpfen. Im Grunde genommen aber wird einer Zweigniederlassung der iranischen Revolutionsgarden der Rücken gestärkt, zum Wohle Teherans.

Im unwirtlichen Gaza stossen auch globale Interessen aufeinander. Nicht nur der Iran spielt indirekt mit, sondern auch die USA, die über einen «Stuntman» vertreten sind: Israel. Die Amerikaner betrachten den Krieg in Gaza zudem als Teil des Atompokers, mit dem der Westen die Entwicklung einer iranischen A-Bombe verhindern will. Nachdem Sanktionen versagt haben, könnte es die nächste US-Regierung mit Dialog versuchen – entsprechende Aussagen sind in Washington bereits zu hören. Für den Verlauf der Gespräche, sollten sie denn aufgenommen werden, ist das Resultat der Schlacht in Gaza von grösster Bedeutung. «Wenn Israel die Schlagkraft der Hamas reduzieren kann, werden die Iraner über weniger Verhandlungsmacht verfügen», sagt der Iran-Analyst Meir Javedanfar. Eine Niederlage der Hamas müsste Teheran deshalb wohl ermuntern, die Verbündeten in Gaza erneut aufzurüsten. ○

Alle haben sich so lieb

Mit aufwendigen Spezialprogrammen soll die «soziale Kompetenz» unserer Schüler gesteigert werden. Die Bildungstheoretiker irren. Die Massnahmen fördern vor allem Anpasstheit und mangelnde Zivilcourage. *Von Allan Guggenbühl*

«Wenn ich mich bedroht fühle, dann rufe ich laut: Stopp!», teilt Bernd der Lehrerin mit. Die Stopp-Regel soll die Eskalation von Konflikten verhindern und wurde vom Klassenrat sanktioniert. Unter den Kindern wurde sie zu einem grossen Erfolg: Nun kann man gefahrlos einen Kollegen oder eine Kollegin foppen, beleidigen oder verspotten. Hat man ihn oder sie zur Weissglut gebracht, dann beruft man sich einfach auf die Stopp-Regel!

In den letzten Jahren hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass Schülern, Studenten, jedoch auch Lehrpersonen nicht nur Stoff vermittelt werden soll, sondern auch die sozialen Kompetenzen beachtet werden müssen. Wie wir miteinander umgehen, ist nicht nur Ausdruck der Persönlichkeit, des Temperaments oder des Milieus, sondern wird durch interaktive Fertigkeiten gesteuert. Unter sozialen Kompetenzen versteht man die Fähigkeit, effektiv zu kommunizieren, differenziert wahrzunehmen, zuzuhören und sich in ein Gegenüber einzufühlen. Es geht darum, die richtigen Worte zu gebrauchen, bei Konflikten besonnen zu reagieren und mimische Signale des Gegenübers zu berücksichtigen. Soziale Kompetenz können wir erkennen. Dank genauen Kriterien ist das Ausmass der sozialen Kompetenzen eines Menschen quantifizierbar. Mit Hilfe von Fragebogen und Beobachtungsrastern glauben wir fixieren zu können, ob eine Person eine gute Selbstwahrnehmung hat, Dissonanzen aushält, sich durch bewegliches Denken auszeichnet oder konstruktiv mit anderen zusammenarbeitet. Qualifikationen geschehen heute nicht nur auf der Grundlage der Leistungen, in der Schule und in Ausbildungslehrgängen für Erwachsene spielen die Soft Skills auch eine Rolle. Feedbacks und Selbstbeurteilungsbögen sollen helfen, den Blick für Schwachstellen der eigenen sozialen Kompetenzen zu stärken.

Weltfremdes Menschenbild

Gemäss unserem Ausbildungscredo können wir uns soziale Kompetenzen aneignen. Wir können lernen, empathisch zu sein, richtig zu argumentieren oder unsere Gefühle auszudrücken. Trainingsprogramme sollen uns ermöglichen, in Ich-Botschaften zu sprechen, eine offene Körperhaltung einzunehmen oder positive mimische Signale zu senden. In der Schule und in Ausbildungen haben sich inzwischen Programme etabliert, durch die am Verhalten der Schüler, Studenten oder Mit-



Nur das Gute, Schöne und Wahre.

arbeiter gearbeitet wird. Konflikttrainings, Empathietrainings und Ausbildungen, die uns helfen, «das richtige Wort» einzusetzen, sind gang und gäbe. In der Schule unterziehen sich Kinder und Jugendliche Kreisgesprächen und Rollenspielen, dank denen sie lernen sollen, machistisches Verhalten abzulegen, nicht zu prahlen oder Klassenregeln zu respektieren. Lehrpersonen haben die Aufgabe, das Verhalten ihrer Schüler und Schülerinnen zu modifizieren und frechen, unfolgsamen oder unangepassten Kindern oder Jugendlichen zu helfen, die Standards der sozialen Kompetenzen zu übernehmen. Lehrpersonen müssen darum darauf achten, wie sich Schüler in die Lerngemeinschaft einfügen, mit Kollegen zusammenarbeiten und bei Konflikten reagieren. Sozialkompetenz spielt jedoch auch bei internen Beurteilungen der Lehrpersonen eine Rolle. «Du bist nicht wirklich auf die Schüler eingegangen!», feedbackt eine Schulleiterin einem Lehrerkollegen nach einem Schulbesuch und präsentiert ein Blatt, auf dem mit Kreuzchen die Anzahl der verbalen Interaktionen mit den Schülern aufgelistet wurde.

In etlichen Bundesländern, jedoch auch in vielen Schweizer Schulen sind die sozialen Kompetenzen entscheidend. «Von seiner Intelligenz passt Ihr Sohn ins Gymnasium, sein Verhalten entspricht jedoch nicht dem eines

Mittelschülers: Er mault, widerspricht mir immer wieder und übernimmt keine Selbstverantwortung, wenn es um das Formulieren von Lernzielen geht!», teilt die Lehrerin den besorgten Eltern mit. Nicht nur die Leistungen entscheiden über die Empfehlung fürs Gymnasium oder für die Sekundarschule, sondern auch Pünktlichkeit und angepasstes Sozialverhalten. Wer freche Bemerkungen macht, aggressiv ist, mault oder andere unterbricht, beeinträchtigt seine Schulkarriere.

«Muss man den Aufsatz selber schreiben, oder darf man ihn kopieren?», fragen zwei Schülerinnen ihre Lehrerin. «Natürlich schreiben wir ihn selber!», entgegnet die Lehrerin lächelnd. «Genau! Das haben wir Therese auch gesagt!», quittiert die Schülerin die Antwort ihrer Lehrerin.

Natürlich, kein vernünftiger Mensch erhebt seine Stimme gegen die Förderung von sozialen Kompetenzen. Wir sind alle für das Gute und wollen uns dafür einsetzen, dass wir uns besser verstehen, Konflikte vermeiden lernen und unsere Mitmenschen achten. Wir wollen die Hoffnung, dass wir einmal besser miteinander umgehen können und zu besseren Menschen werden, nicht aufgeben. Programme zur Förderung der sozialen Kompetenzen erhalten darum meistens breite Unterstützung. Mitarbeiter sollen einfühlsamer sein, und die Schule

soll Kindern und Jugendlichen helfen, ihre Soft Skills zu entwickeln. Das Problem dieses Ansatzes ist, dass es die Realität menschlichen Verhaltens ausblendet. Die Vorstellung, dass wir über Trainingsprogramme, Rollenspiele, mit Hilfe von Beobachtungsbögen oder Feedback-Runden jemanden wirklich sozial kompetenter machen, ist psychologisch naiv. Sie beruht auf einer Machbarkeitsfantasie, die Kerneigenschaften menschlicher Interaktionen ignoriert. Unsere sozialen Interaktionen sind um einiges komplexer und vielschichtiger, als es die meisten Konzepte der sozialen Kompetenzen stipulieren. Das Verhaltensrepertoire, das wir einsetzen und das den Menschen auszeichnet, ist um einiges breiter, als Trainingsprogramme suggerieren. Die Standards der Sozialkompetenz-Programme drücken eine idealtypische Überhöhung scheinbar positiver menschlicher Eigenschaften aus, die in realitätsfremden Bildungskreisen zu Leitbegriffen erhoben wurden. Sie haben meistens einen geringen Zusammenhang mit dem effektiven Verhalten des Menschen, sie dienen der Selbstlegitimation. Man präsentiert sich nicht nur als Vermittler von Wissen und Können, sondern erhebt sich zum Menschenbildner, der sich dem Guten verpflichtet und darum unkritisch bleibt. Folgende Einwände müssen gemacht werden.

Heimtückisches Wohlwollen

Menschliche Kommunikation ist kein bewusster Vorgang. Wenn wir reden, zusammenarbeiten oder streiten, dann überlegen wir uns unsere Aktionen nicht vorher, sondern reagieren automatisch und intuitiv. Wir werden nicht durch kognitive Denkkakte gesteuert, sondern von Emotionen, Ahnungen und Prägungen. Bei menschlichen Begegnungen spielen Regeln eine sekundäre Rolle, hier kommt es zu einem vielschichtigen und widersprüchlichen Zusammenspiel von Codes, Erwartungen, Projektionen und Signalen. Was wir sagen, erhält je nach Gefühlsaufladung oder sozialem Kontext eine völlig andere Bedeutung. Bei einem Lob kann es sich um eine positive Bestätigung oder einen hinterhältigen Angriff handeln.

Menschliche Kommunikation besteht zum Grossteil aus Täuschungsaktionen. Wir reden und agieren nicht nur, um uns mitzuteilen, sondern auch um unsere Absichten, Gefühle und Gedanken zu verbergen. Mimik, Gestik und Worte dienen der Maskerade. Die Fähigkeit zu täuschen, gehört zu den Kernkompetenzen menschlichen Verhaltens und wird schon von kleinen Kindern erkannt. Dreijährige Kinder realisieren, dass sie im richtigen Moment lächeln und schmeicheln müssen, wenn sie ihre Ziele erreichen wollen. Eine weitere Eigenschaft menschlicher Interaktionen ist der Einsatz von Vieldeutigkeiten. Wir setzen Doppelbödigkeiten ein. Sie erlauben uns, Aggressionen zu platzieren, gemein zu sein, ohne unsere Karten offenzulegen. Meistens

bedienen wir uns dazu offiziell anerkannter Werte. «Geht es besser?», fragt die Nachbarin eine Hausgenossin in Anwesenheit zweier Mitnachbarn. Dank dieser sorgenvollen Bemerkung weiss nun das ganze Quartier, dass ihre Hausgenossin immer noch ein Problem mit Alkohol hat. Sich selber und der Nachbarin gegenüber kann sie jedoch behaupten, es sei ihr nur um das Wohl ihrer Nachbarin gegangen. Empathie hat zwei Seiten. Sie hilft uns, einem Menschen näherzukommen und ihn von innen her zu verstehen, doch welche Konsequenzen wir ziehen, ist offen. Dank Einfühlungsvermögen können wir einen Mitmenschen auch gezielter angreifen, verunsichern und Konkurrenten ausschalten. «Ich würde diesen Auftrag nicht annehmen, sonst hast du plötzlich wieder deine Ängste», rät eine Frau scheinbar liebevoll einer Kollegin und hat sie damit gezielt ausgeschaltet. Problematisch wird die Förderung oder Qualifizierung sozialer Kompetenzen jedoch vor allem, wenn anomisches, kauziges oder unangepasstes Verhalten negativ sanktioniert wird. Prahlern, dreinreden, protestieren oder provozieren sind ebenso wichtige Verhaltenseigenschaften wie zuhören können oder Regeln beachten. Nicht immer kommt man mit angepasstem Verhalten weiter.

Es gibt Situationen, da müssen wir uns gegen den Strom stellen, blöd tun, protestieren und halt ein bisschen mühsam sein. Gemäss dem bekannten Konfliktforscher Ervin Staub haben sich im Zweiten Weltkrieg vor allem unangepasste, sozial inkompetente Menschen gegen die Nazis gestellt, die sozial angepassten Menschen verhielten sich gemäss dem damaligen politischen Mainstream korrekt. Weiter: Provokationen sind ein wichtiges Mittel, Tabus aufzubrechen und festgefahrene Auf-



Wer lobt, will betrügen: Autor Guggenbühl.

fassungen zu hinterfragen. Wenn wir uns über eine Wortmeldung aufregen und empört reagieren, dann hat sie in uns vielleicht einen wunden Punkt getroffen. Problematisch ist weiter, dass bei der Förderung und Qualifizierung der sozialen Kompetenzen sich die Auszubildner meistens herausnehmen. Sie geben vor, soziale Kompetenzen objektiv und neutral beurteilen zu können, und vergessen, dass sie immer auch Teil des Beurteilungsprozesses sind. Ihre eigenen Gefühle, Vorurteile und Ideologien spielen immer auch hinein und erschweren ein gerechtes Urteil.

Die grösste Gefahr ist jedoch, dass soziale Kompetenz mit sozialer Einstellung verwechselt wird. Wir erliegen dann dem Irrtum, dass Menschen, die sich gemäss den Normen der

Stalin war bekannt für seine einnehmende Art und seinen liebevollen Umgang mit Kindern.

Sozialkompetenzprogramme verhalten, auch sozial sind. Soziale Einstellung hat keinen Zusammenhang mit sozialer Kompetenz. Wie wir aus der Geschichte und Psychologie wissen, können sich hinter Menschen mit hoher Sozialkompetenz egoistische Soziopathen verstecken. Stalin war bekannt für seine einnehmende Art und seinen liebevollen Umgang mit Kindern, auch wenn er kurz davor ihre Eltern umgebracht hatte. Ein neueres Beispiel ist der Betrüger Madoff. Dank seinen sozialen Kompetenzen hat man ihm vertraut und ihn als ehrbaren Mann angesehen.

Wenn soziale Kompetenzen in Schule und Ausbildung gefördert werden sollen oder zur Grundlage von Qualifikationen erhoben werden, dann braucht es dazu zwingend auch eine Tiefensicht menschlichen Verhaltens. Welches unsere Motive und Absichten sind, können wir nicht nur an den konkreten Verhaltenssignalen erkennen, sondern wir müssen sie auch interpretieren. Ein Lächeln, ein Geschenk oder ein Lob erhalten je nach Hintergrundmotiv eine andere Bedeutung.

Da wir uns permanent gegenseitig täuschen und Doppelbödigkeiten einsetzen, verstehen wir menschliche Verhaltensweisen nur, wenn wir sie deuten. Die meisten Menschen wissen dies und versuchen darum, Gespräche mit Chefs, Angestellten oder Kollegen nachträglich richtig zu lesen. «Wieso hat mich der Chef dermassen gelobt? Will er mich loswerden?» Naivlinge glauben an die effektiv gehörten Worte und vertrauen den Standards von Sozialkompetenzprogrammen.

Allan Guggenbühl ist Leiter der Abteilung für Gruppenpsychotherapie für Kinder und Jugendliche an der kantonalen Erziehungsberatung der Stadt Bern und des Instituts für Konfliktmanagement und Myethodrama (IKM) in Bern und Zürich/Stockholm. Er hat verschiedene Bücher geschrieben. Kürzlich erschien: Anleitung zum Mobbing (Zytglogge, 2008).

Kuschel-Rapper

Schweizer Rapper wie Greis, Bligg und Stress pflegen das branchenübliche Bad-Boy-Image. Tatsächlich kuscheln sie längst mit Bundesämtern und politisch korrekten Bildungsfunktionären.
Von Daniela Niederberger

Die Werte des Hip-Hops stünden mehr oder weniger unverrückbar fest, schreibt Nelson George, der beste Experte auf dem Gebiet, in seinem Buch «XXX – Drei Jahrzehnte Hip-Hop». Es seien dies: eine rebellische Einstellung, Identifikation mit der Strasse, Materialismus und Aggression.

Folgt man dieser Definition, sind hiesige Hip-Hopper kaum mehr als solche zu bezeichnen. Die Schweizer Varietät des Rap-Künstlers zeichnet sich dadurch aus, dass sie sich mühelos domestizieren lässt. Sie verhält sich geradezu staatstragend, das Gegenteil von Rebellion. Statt mit der Strasse identifizieren sich eidgenössische Rapper mit Bundesämtern, Arbeitgebern und wohlmeinenden Stiftungen. Statt aggressiv sind sie vorbildlich und nett, echte Kuschel-Rapper.

Was ist gemeint? Beginnen wir mit Bligg. Er ist das Aushängeschild einer Kampagne der Schweizerischen Metall-Union und soll Jugendliche dazu bringen, eine Lehre in der Metallbranche zu machen. Der eigens kreierte Rap «Für s Läbe» tönt so:

Du bisch jung, gsund und muesch di entscheide, Metallbauer oder Kleiderdesigner, KV-Studentin oder Music Star, was bis zletscht nur eine schafft / Ich has sälber nie glaubt, aber bin hüt schlauer / du bisch kän Maa, wil du Sex häsch mit Fraue / du bisch en Maa wänn d chasch s Ässe uf de Tisch zaubere. / D LAP im Sack isch hützutags Gold wert / es isch e schöns Gfühl d Mueter stolz z gsee. / Lern min Fründ, ohoh, schaff der e Basis! / Lern min Fründ, uhuh, schaff der e Basis!

Egal, wenn die Reime holpern. Die Schüler und Lehrlinge, vor denen Bligg auftrat, waren begeistert. Ebenso die Verantwortlichen der Metall-Union, die sich und ihre Idee (leicht redundant) so loben: «Um die Jugend anzusprechen, muss man ihre Sprache sprechen. Was liegt näher, als auf ein Zugpferd zu setzen, das [...] einen engen Kontakt zu Jugendlichen pflegt und in seinen Rap-Liedern genau ihre Sprache spricht?»

Rap ist immer gut, dachte auch die Stiftung für Erziehung zur Toleranz. Sie gibt das Lehr-



Rappen im Auftrag der Lehrer: Greis.

mittel «Respect! Rap für Toleranz in der Schule» heraus. Nun hatte man die zündende Idee eines Wettbewerbes. Schülerinnen und Schüler sollten zu vorgegebenen Themen wie Rassismus und Integration «Rap-Zeilen dreheln», wie die NZZ schrieb. Die Besten durften ihre Songs im Zürcher Volkshaus vortragen.

Esoterischer Sprechgesang

«Stargast» war Rapper Greis, der auch für Toleranz war und zudem Jury-Mitglied. Die Zürcher Bildungsdirektorin Regine Aeppli hatte einen Auftritt, den wir hier kurz vermelden, um danach wieder den Mantel des Schweigens darüber auszubreiten. Aeppli trug einen eigen-

nen Rap vor, und der ging so: «Lueg, lueg, was für schöns Wätter, s isch Summer, für immer!» Die Jugendlichen klatschten höflich.

Greis erhielt jüngst den Förderpreis gegen Rassismus und Diskriminierung des Anne-Frank-Fonds. Vielleicht wegen dieser Lyrics aus dem Rap «Teil vo dr Lösig»:

Obwohl sie im Parlamänt wieder Frömdehass verträte / und de Arm ufhebä als ob sie hätte Auschwitz vergässe / obwohl ihres Ziel bekannt isch, si bhalte d Macht über alli / solange jede Angscht hätt vor em angere / mir si nid blind, mi Nachbar isch nid mi Find / [...] Gnueg kritisiert, jede weiss wer de Böös isch / aber jtz werde mer Teil vo dr Lösig.



Aushängeschild der Schweizerischen Metall-Union : Bligg.

Im Video rennt Greis verwundet durch den Wald, als würde er verfolgt. Er spricht: *Säg em Augeblick er söll verwiile und an es Wunder gränzt / und es längt und ich gärn so untergäng / ich bi scho fasch am Ziel, de einzig Find wo no bliibt bin i sälber / s isch nid so kompliziert, wenn d nid Angst häsch z verlüre wird alls nume liechter.»*

Und so weiter. Etwas esoterisch, nicht sehr kohärent und die Reime nicht über alle Zweifel erhaben. Was zweitrangig wäre, wenn Rhythmus und Flow erstklassig wären.

Schweizer Rapper geben die Unterdrückten, die Underdogs, die Guerillakämpfer oder einsamen Mahner. Doch es bleibt Pose. Denn sie

formulieren ihre Rebellen-Lyrik im Solde der Mächtigen und Grossen. Der Westschweizer Rapper Stress dreht im Auftrag von Coop einen Öko-Werbefilm, die Basler Formation Brandhänd lässt sich vom Europarat anheuern. Für dessen Kampagne «Alle anders – alle gleich» rappen sie mit afrikanischen Musikern den Song «Même sang». «Im Chärn simmer glich, s Herz macht de Beat, s Bluet zirkuliert, so mues es sii.» Immerhin: Der Rhythmus stimmt, der Rap ist recht gut. Vorgetragen wurde er an der Schlussveranstaltung der Kampagne in Bern – ein Anlass, den der Leiter des Bundesamtes für Sozialversicherungen moderierte.

Bligg rappt im Auftrag der Lehrmeister und tönt wie einer. (Seine neuste Platte, «o816», wurde zum grossen Teil mit Instrumenten aus der Volksmusik eingespielt.) Greis rappt im Auftrag der Lehrer, und Gimma gibt im Chor mit dem Trio Eugster dessen Hit «Jetzt mues de Buuch weg» zum Besten. Für die Werbekampagne von Graubünden Ferien und Calanda. Mutig, frech, provokativ geht anders. Das gleiche Problem haben Stress, Greis und Bligg mit ihrem Song «Fuck Blocher». Wäre die Schweiz tatsächlich die von Greis besungene

«Im Chärn simmer glich, s Herz macht de Beat, s Bluet zirkuliert, so mues es sii.»

Diktatur und wäre Christoph Blocher deren Herrscher, müsste man sagen: Chapeau! Die haben *Füddli*. Wo aber bleibt das Rebellische, wenn man das sagt, was so ziemlich die gesamte Medienöffentlichkeit – in anderen Worten – formuliert und ein Grossteil der Politiker dazu?

Verzweifelt gesucht: Getto-Authentizität
Hip-Hop ist ein weites Feld. Es gibt längst nicht nur die bösen Buben, die mit breiten Goldketten um den Hals von Schiessereien und leichten Mädchen singen, auch wenn über sie am meisten geschrieben wird. Die Zeit des Gangsta-Rap ist laut Nelson George ohnehin so gut wie vorbei. Seit Ende der neunziger Jahre gibt es eine Strömung, die sich Independent Hip-Hop nennt (Vorläufer waren die Beastie Boys), und deren Protagonisten hauptsächlich Weisse sind, die sehr wohl wissen, dass ihnen die Getto-Authentizität abgeht. Sie rappen über Ökologie und soziale Ungerechtigkeit, sind aber in ihrer Haltung konsequent: Ihre Platten erscheinen nicht bei grossen Firmen, sondern bei ihren eigenen Labels. Understatement ist alles, mit den Medien spricht man nicht, und von offizieller Stelle lässt man sich schon gar nicht engagieren. Sie entziehen sich dem Mainstream. Eben deshalb sind sie trotz fehlender traumatischer Kindheit glaubwürdig.

Vertreter des Independent Hip-Hop gibt es übrigens auch in der Schweiz, sie heissen Göldin & Bit-Tuner und Lügner. Nur hat ausserhalb der eingefleischten Fan-Gemeinde noch niemand von ihnen gehört, von Lügner existiert ein einziges Foto. Die drei haben im Unterschied zu ihren käuflichen Berufskollegen begriffen: Wer in die Rolle des Outlaw schlüpft, kann nicht als eidg. dipl. Auftrags-Rapper auftreten. Alles hat eben seinen Preis.

Mitarbeit: Bettina Weber

Die Schweiz ist nicht Hollywood

Nächste Woche finden die 44. Solothurner Filmtage statt. Unter ihrem Chef Nicolas Bideau wollte die Filmförderung des Bundes weg vom Autorenfilm und hin zum publikumswirksamen Mainstream-Kino. Doch dazu fehlen dem Schweizer Film die guten Autoren. *Von Wolfram Knorr*



Totale Unaufgeregtheit: Szene aus «Achtung, fertig, Charlie!».

Am kommenden Montag beginnen in Solothurn die 44. Filmtage (19. bis 25. 1.), die sich seit Beginn als Leistungsschau eidgenössischen Filmschaffens und Spiegelbild der Gesellschaft verstehen. Langsam bewegt sich allerdings die Traditionsveranstaltung in Richtung wettbewerbsorientiertes Filmfest. Ein Indikator ist nicht nur der in diesem Jahr erstmals eingeführte und mit 60 000 Franken dotierte Prix de Soleure für einen «herausragenden» Spiel- oder Dokumentarfilm. Auch der Hinweis auf das Filmemachen, das «technisch einfacher geworden» sei und folglich zu mehr eingereichten Projekten geführt habe, ist bemerkenswert. Denn die Organisatoren lassen verlauten, deshalb eine «strengere» Auswahl der Filme getroffen zu haben.

Für das Filmgewerbe, das die Leitfunktion ans Internet und an seine Youtube-Klientel übergeben hat, ist es höchste Zeit, sich davon deutlich abzusetzen. Und das geht nur über Professionalisierung. Solothurn wurde als eine Art Messe der einstigen jungen Alternativfilmer gegründet, um sich vom alten Kino, das noch keine Fernsehkonkurrenz kannte, mit frecher Optik zu distanzieren. Dieser Selbstdarstellung fehlte das Element des Wettbewerbs. Wettbewerbe aber sind Rüttelsiebe, bei denen Filme durchfallen, und das war damals höchst verpönt. Mittlerweile sind sie notwendig und gelten als «Herausforderung».

Vielleicht ist das der Grund, weshalb Nicolas Bideau, seit 2005 oberster Boss der eidgenössischen Filmförderung, «Lokomotiven» – Blockbuster-ähnliche Mainstream-Filme – von seinen Cineasten verlangt. Noch bevor Bideaus Einfluss wirksam wurde, schien das dem Schweizer Film gelungen zu sein. 2006 stieg, dank Werken wie «Achtung, fertig, Charlie!», «Die Herbstzeitlosen», «Vitus» und «Mein Name ist Eugen», der Marktanteil der Schweizer Filme auf 9,62 Prozent. Das ist nicht viel, aber immerhin. Aber wirkliche Blockbuster waren das nicht, eher Aufbewahrungsorte für ein Gut, das der Schweizer offenbar für seine psychische Erholung dringend braucht: totale Unaufgeregtheiten, visuelle und emotionale Ohrensessel mit samtig gepolsterten Fusschemeln. So was war das Eintrittsgeld wert.

Hin zu den roten Teppichen

Bideau, von seinem Chef Pascal Couchepin (FDP) als eine Art Herakles eingesetzt, um den als «links» geltenden Augiasstall der Filmförderung auszumisten, wollte diese Mainstream-Schiene ausbauen: weg mit den Autoren- beziehungsweise Arthouse-Filmen, die ohnehin nur alternative Kulturfreaks interessierten, und hin zum Showbusiness, zu den roten Teppichen, dem Glamour, den Stars. Ein frommer Wunsch. Bideaus erste, von ihm vollmundig angepriesene

Projekte, von der Hip-Hop-Blähung «Breakout» über den 30-Millionen-Animationshype «Max & Co» (das meiste Geld kam von privaten Investoren) bis zur Zwergenschul-Klamotte «Tell», flopten alle jämmerlich. «Monsieur Cinéma» Bideau, heisst es in der Branche, habe einfach keine Ahnung. Von Couchepin zum Erfolg verdammt, versucht er mit Gesinnungsgenossen (Hugofilm, Zodiac Pictures, Box Productions und C-Films, «Viererbände» genannt) den Schweizer Film auf dem Kasernenhof des kommerziellen Mainstreams auf Vordermann zu trimmen. Die Idee: statt Giesskannenprinzip gezielt teure Einzelprojekte fördern.

Doch das funktioniert in einem kleinen Land wie der Schweiz nicht. Selbst die erwähnten «Erfolgsfilme» schafften es nicht einmal über den Röstigraben hinaus. Je mehr Filme aber entstehen, desto grösser die Chance auf Qualität. Es wäre fahrlässig, zu meinen, Hollywood stelle nur jene Blockbuster her, die auch bei uns im Kino landen. Da sich die Schweiz aufgrund bescheidener Finanzierungsmöglichkeiten höchstens eine sogenannte Lokomotive pro Jahr leisten könnte, ist es endlich an der Zeit, das Augenmerk auf das wahre Problem des Schweizer Films zu lenken: den horrenden Mangel an Autoren. Professionelle Produzenten, Regisseure, Kameraleute, Mimen gibt es, aber mit denen macht man noch keinen Spielfilm.

Vor Jahren hat Markus Imhoof («Das Boot ist voll») selbstkritisch konstatiert: «Wir sind kein dramatisches Volk», und den Finger auf eine Wunde gelegt, die sich schon gar nicht mit dem bideauschen Mainstream-Konzept heilen lässt. Pascal Trächslin von den Basler Cineworx, der mit Balimage eine weitere Filmförderung (neben der Zürcher Filmstiftung) auf den Weg gebracht hat, räumt ein, «Exzentriker wie Rainer Werner Fassbinder könnten hier nie entstehen». Was für Trächslin und Kollegen nicht heisst, deshalb zu resignieren. Im Gegenteil: Man muss möglichst vielseitig unterstützen und sollte sich nicht, wie Bideau, nur auf ein oder zwei Projekte kaprizieren. Natürlich soll und muss der Film kommerziell sein, aber wenn nur noch dieser Aspekt betont wird, wird er – fehlt eine originelle Story – schnell zu einem Hohlgebilde.

Es ist erstaunlich, mit welcher Sturheit Bideau das Hauptproblem des Schweizer Films ignoriert. Er handelt im Glauben, wenn er Altproduzenten mit einschlägigen Erfahrungen links liegenlasse, sei die Szene frei für die Jungproduzenten. Schön wär's ja. Dumm ist nur, dass auch ihnen die fähigen Drehbuchautoren fehlen. ○

Hingabe und Verlangen

Sunnyi Melles ist der Stoff, aus dem die Träume sind: Sie ist hochprozentig weiblich, und sie ist eine veritable Prinzessin. Am Zürcher Schauspielhaus spielt der Bühnenstar unter Matthias Hartmann zum ersten Mal in seiner Heimat, der Schweiz. Von Daniele Muscionico

Zwei schmalknochige Hände greifen unter den Bademantel, entblößen ein elfenbeinerne Knie, einen Oberschenkel, schlank wie ein japanischer Bambus. Die Finger fassen einen Strumpf und zerren ihn über ein endlos langes Bein, das so noch nie gesehen und während eines Gesprächs öffentlich bestrumpft worden ist: bestäubt mit einem Nichts aus schwarzer Seide. Sunnyi Melles fröstelt – und legt unverblümt Hand an.

Die Melles ist in Zürich. Und das zum ersten Mal. Das Theater beherbergt eine Diva, wie seit Maria Becker nicht mehr. Für sie geht man auf Zehenspitzen, dank ihr schlägt der Puls aller höher und zieht man die Türen leiser ins Schloss. Sunnyi Melles ist hier, und mit Verblüffung stellt man fest: Diese Frau ist schamlos, schamlos natürlich. Sie kann lachen wie ein Fuhrknecht und ist resolut wie ein Kutscher, doch genauso ist sie die Sirene Parthenope, deren süsse Stimme jeden bannt. Sie ist der Basler Sphinx.

Denn in Basel 1958 hat alles begonnen. Wenn es denn bei einem Talent wie dem ihren einen Anfang und ein Ende geben kann. In ihr verschmilzt das musikalische Talent des jüdischen Dirigenten Carl Melles mit der Begabung der katholischen Schauspielerin Judith Melles geborene Rohonczy, zwei Flüchtlinge des Ungarn-Aufstandes. Die Mutter packte der Tochter für die Flucht Pouletstücke in die Manteltaschen, erst dann liess sie sie gehen.

Carl Melles war ein grosser Musiker, dirigierte die Berliner Philharmoniker und die Wiener Symphoniker und trat mit Solisten wie Rostropowitsch und Rubinstein auf. Doch als Vater war er der Abwesende, die Ehe wurde drei Jahre nach Sunnyis Geburt geschieden. «Er erklärte mir, wie eine Fuge funktioniert, dabei wollte ich mit ihm in den Zoo.»

Alles Weitere ist Legende

Sunnyi Melles wuchs bei ihrer Mutter auf. Und das hiess: in der Basler Komödie, dem späteren Schauspielhaus. Dort war sie genauso oft, wie sie in der Schule war, statt mittagzuessen, schlich sie sich auf die Bühne. Und immer, wenn Hans Hollmann in der Stadt war, durfte Sunnyi als Statistin mittun, im Kinderchor zum Beispiel, mit sechs Jahren zum ersten Mal. Sie war dreizehn, als sie, in der Schweiz, ihren ersten Film drehte, «Steppenwolf», mit dem berühmten Max von Sydow als Partner. Hollmann empfahl ihr, aus der Schweiz wegzugehen und in München die Otto-Falcken-



Basler Sphinx: Schauspielerin Melles.

berg-Schule zu besuchen. «Die kostete nichts.» In München fiel sie dem Regisseur Dieter Dorn auf, dem Mann, der die Kammerspiele zu einer der bedeutendsten deutschen Bühnen machte. Alles Weitere ist Legende.

Und eine Abfolge entscheidender Begegnungen: mit Dieter Dorn, dem Stammregisseur, oder der künftigen Intendantin in Zürich, Barbara Frey, und jetzt mit Matthias Hartmann, den sie verehrt für sein «Taktgefühl in jeglicher Beziehung». Hartmann hat sie als Erster zurück in die Schweiz geholt, und Melles ist dafür dankbar wie ein Mensch, der weiss, dass das Gute das Rare ist. Sie bedankt sich dafür mit der Interpretation der «Millionärin» in Thomas Bernhards Komödie «Immanuel Kant», die Massstäbe setzen wird.

Das war schon immer so: Die junge Sunnyi war in den achtziger Jahren über Nacht der Star, auf den Theater und Film gewartet hatten. Sie verkörperte die Leidenschaft in ihrem Naturzustand und spielte jede Rolle mit existenziellem Anspruch. Die Melles zeigt, wie hoch jemand fliegen und wie tief er sinken kann. Total in ihrem Anspruch und Verlangen, sich hinzugeben und alles zu geben. Sunnyi Melles ist die Greta Garbo des deutschsprachigen Theaters. Sie ist die Frau, die mit ihren Nerven spielt, aber niemals mit ihrer Hysterie.

Sie ist der Beweis, dass Gott sich selber überraschen kann. Als sie in den neunziger Jahren an den Salzburger Festspielen im «Jedermann» die «Buhlschaft» gab, tat sie das mit einer Heissblütigkeit und einem Glauben, der Stoff für mehrere Kirchenaustritte gab. In Salzburg lernte sie auch den Prinzen Peter zu Sayn-Wittgenstein kennen. Sie heiratete, und heute ist Sunnyi stolze Mutter zweier Kinder. Und Schwiegertochter der legendären Fürstin Mani Sayn-Wittgenstein, der Urururenkelin von Kaiserin Maria Theresia.

Fürstin Mani und Prinzessin Sunnyi teilen ein Prinzip: «Adel schützt vor Arbeit nicht!» Melles spielt dieses Jahr in nicht weniger als fünf Kinoproduktionen, und in allen mit derselben Unbedingtheit. Ob sie nun im «Baader Meinhof Komplex» eine Ein-Szenen-Tote gibt oder tragende Rollen hat wie in den «Buddenbrooks», in «Effi Briest» oder im neuen Film von Christoph Schaub mit Bruno Ganz und Stefan Kurt, «Giulias Verschwinden», nach einem Drehbuch von Martin Suter.

Sunnyi Melles ist unsere Frau in München, die Hollywood die kalte Schulter gezeigt hat. Nur ein halbes Jahr lebte sie dort und entschied sich gegen eine Fast-Ehe und für das deutschsprachige Theater. Geblieben sind ihr eine Oscar-Nominierung für den Film «38 – Auch das war Wien», die Oscar-Mütze, die ihr Karl Malden geschenkt hatte, und die Begegnung mit Billy Wilder. «Honey, no chance today», sagte der zu ihr, als absehbar war, dass die Waldheim-Affäre die Wahl eines österreichischen Films unmöglich machen würde. Kein Unglück für Sunnyi Melles. Für sie ist jede Rolle eine neue Chance, um zu beweisen, dass die Kraft aller Kräfte weiblich ist. «Jede Mutter ist mir etwas Heiliges.»

Schauspielhaus Zürich: «Immanuel Kant» von Thomas Bernhard, Regie: Matthias Hartmann, Premiere: 17. 1.
Residenztheater München: «Geschichten aus dem Wiener Wald», Regie: Barbara Frey, 20. 1.

«Da kommt etwas auf uns zu»

Angela Montanile ist Chefin der Sittenpolizei von Zürich. Sie sorgt sich um junge Mädchen, die so viel trinken und Drogen konsumieren, dass sie nicht mehr wissen, was war. Und sie wundert sich über Männer, die sich in klebrigen Absteigen bedienen lassen. *Von Daniela Niederberger und Marc Wetli (Bild)*

Frau Montanile, wie und warum wurden Sie Polizistin?

Es war vor zwanzig Jahren, ich arbeitete auf der Bank. Über Mittag sass ich einmal im Café und las das *Tagblatt*. Dort stand: Die Stadtpolizei stellt ab 1. Oktober 1988 auch Frauen ein. Ich ging wieder zur Arbeit und dachte mir nichts weiter. Beim nächsten Familientreffen sagte der Vater meines damaligen Freundes – er war bei der Seepolizei –: «Hör zu, du musst dich da melden.»

Wann sahen Sie Ihre erste Leiche?

In meinem ersten Praktikum. Ich rückte mit meinem damaligen «Götti» aus. In einem Wohnblock wurde seit Tagen ein Mieter vermisst. Wir mussten den Schlüsselservice aufbieten und das Türschloss aufbohren lassen. Wir fanden den Mann, der mit dem Oberkörper unter dem Bett lag, im Schlafzimmer. In Todesahnung kann es vorkommen, dass sich der Mensch verkriecht, ins Dunkle zurückzieht, ähnlich wie die Tiere. Ich roch das erste Mal diesen ganz speziellen Geruch, den man stundenlang nicht mehr aus der Nase kriegt.

Was machen Sie als Chefin der Zürcher Sittenpolizei?

Ich bin verantwortlich für die kriminalpolizeiliche Verfolgung und Bekämpfung strafbarer Handlungen gegen die sexuelle Integrität sowie allgemein strafbarer Handlungen im Sexmilieu. Es geht um Vergewaltigung, Schändung, Menschenhandel, Förderung der Prostitution, Pornografie. Wir ermitteln und kontrollieren auf Patrouillen Salons und Sexarbeiterinnen auf der Strasse. Hier geht es um ausländerrechtliche Fragen. Wer ist am Arbeiten? Ist mit den Papieren alles in Ordnung? Wir versuchen, Kontakte zu den Frauen zu knüpfen und zu helfen, wenn sie Probleme haben.

Welches sind grössere Fälle der letzten Zeit? Geschichten, die Ihnen nahegingen?

Nahe gingen mir Fälle von Vergewaltigungen, in denen junge Frauen einen Filmriss geltend machten. Sie waren im Ausgang, tranken zu viel, konsumierten vielleicht Drogen, und irgendwann setzt das Erinnerungsvermögen aus. Sie können sich an nichts erinnern. Sie haben Angst und hegen den Verdacht, es sei «etwas» passiert. Wir versuchen, mit Spurensicherung

und Ermittlungen zu helfen. Manchmal stellt sich heraus, dass diese jungen Frauen nicht Opfer eines sexuellen Übergriffes wurden, sondern bloss so zugehöhnt waren, dass ihr Körper den Aus-Schalter betätigte. Das Konsum- und Partyverhalten der jungen Leute beschäftigt uns sehr. Es kommt aber tatsächlich auch vor, dass sogenannte K.-o.-Tropfen verabreicht werden.

Werden sie häufig eingesetzt?

Das ist schwer zu sagen. Die Substanz ist im Körper nur sehr kurze Zeit nachweisbar. Gesicherte Fälle sind selten. Manche Personen sagen schnell einmal, man habe ihnen etwas ins Getränk geschüttet. Weil sie nicht mehr wissen oder wissen wollen, was sie alles konsumiert haben an Alkohol und Drogen, weil sie den ganzen Tag nichts gegessen und viel zu lange nicht geschlafen haben. Das haut den gesündesten Menschen um. Dieses «Fun um jeden Preis» ist erschreckend und macht nachdenklich.

Haben Sie mehr mit Partygängern als mit Freiern und Dirnen zu tun?

Die vielen Nachtschwärmer und die «Abenteuertouristen», die aus der ganzen Schweiz und aus dem Ausland nach Zürich kommen, beschäftigen uns immens. Bei den Prostituierten haben wir dann viel zu tun, wenn sie ausserhalb der bewilligten Zonen ihre Freier suchen. Auch kommt es vor, dass Freier sich den Prostituierten gegenüber nicht korrekt verhalten, etwa, weil sie zu viel getrunken haben.

Verlangen die Freier abartigere Dinge?

Das nicht. Dem normalen Freier geht es um Geschlechtsverkehr und/oder orale Befriedigung. Fetischismus oder Sadomasochismus sind Nischenprodukte. Das ist eine Art kleine Familie, da gibt es selten Probleme.

Haben junge Leute einen anderen Umgang mit Sex?

Was da die Runde macht, das bereitet mir Sorgen! In *happy slapping*-Filmen wird auf Menschen eingedroschen, es sind harte Pornos im Umlauf, und es wird mit Tieren verkehrt. Glücklicherweise gibt es jene, die solche Filme nach einem Blick löschen. Aber es gibt die anderen, die damit nicht umgehen können. Wer zu oft solche Bilder sieht, auch all die perfekt retouchierten Körper und Gewaltszenen, wird früher oder später Probleme haben, Echtes von Inszeniertem zu unterscheiden. Da kommt etwas auf uns zu. Fünfzehn-, sechzehn-jährige Mädchen,

nur weil sie keine fünfzig Franken in der Tasche haben und unbedingt ein *Rauchi* kaufen wollen, befriedigen als Gegenleistung einen Dealer oral! Das sind Fakten. Diese jungen Frauen haben sich völlig verloren. Die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, der Gefühle und der Einstellung zum eigenen Körper ist meiner Meinung nach gestört. Ich hoffe, dass das, was wir alles sehen müssen, nur einen kleinen Teil der heranwachsenden Jugend betrifft. Wir beschäftigen uns berufshalber mit Negativem. Ich frage mich: Wohin führt dieses exzessive Ausprobieren und Konsumieren?

Die Zahl der Prostituierten in Zürich steigt Jahr für Jahr. Gibt es immer mehr Freier?

Das ist schwer zu sagen. Viele Frauen, vor allem aus den neuen EU-Ländern und aus Deutschland, kommen hierher. Es ist eine Wellenbewegung von Norden nach Süden. In Hamburg gibt es nichts mehr zu verdienen, weil «billigere» Frauen aus dem Osten und Norden dorthin ziehen. Also geht die Hamburgerin nach München. Und die Münchnerin, weil die Preise sinken, zieht in die Schweiz. Hier lässt sich noch Geld verdienen.

Sind die Preise so hoch?

Das Preisniveau in Zürich ist, verglichen mit anderen Städten, stabil. Eine Sexworkerin, die eine gefestigte, sichere Basis hat und nicht um ihren Platz kämpfen muss, verlangt ihren Preis und bekommt diesen von den Freiern bezahlt. Wenn aber eine Frau ihren Lohn abgeben oder ein Tagesbudget erfüllen muss und sie es nicht schafft, mit zwei Freiern 200 Franken zu verdienen, so wird sie, aus Angst vor Repressalien, eben fünf Freier zu 40 Franken bedienen.

Es gibt noch Zuhälter? Ich dachte, diese Zeiten seien vorbei?

Es gibt nach wie vor Zuhälter. Meiner Meinung nach arbeitet keine Frau freiwillig mit einem Zuhälter. Sondern weil sie muss. Vielfach bestehen Abhängigkeiten, familiäre, wirtschaftliche oder psychische. Ich fragte einmal eine junge Frau: «Es kann doch nicht sein, dass Sie hundert Franken abgeben müssen, wenn Sie hundert Franken verdienen?» Ganz verwundert antwortete sie: «Was habt ihr denn? Er gibt mir doch zu essen!»

Die geben alles ab?

Ja, den Frauen bleibt meistens nichts. Sie werden ausgebeutet, missbraucht und wie Ware behandelt. Was für uns völlig unver-



«Fetischismus oder Sadomasochismus sind Nischenprodukte»: Polizistin Montanile.

ständig ist: dass einige dieser Frauen das nicht so sehen und empfinden. Für sie ist das normal. Unter diesen Frauen stammen viele aus dem Ostblock. Es sind Opfer von Menschenhandel, ob sie nun ihr Einverständnis zur Prostitution gegeben haben oder nicht.

Viele Männer – vermutlich Freier – sagen gerne, Frauenhandel gebe es nicht. Auf der anderen Seite warnen Frauenorganisationen, es sei ganz schlimm. Was stimmt?

Für die meisten Freier stellt sich diese Frage wohl nicht, weil sie Sex kaufen und sich nicht mit dem Menschen dahinter beschäftigen wollen. Nach den Kampagnen der vergangenen Zeit gibt es ab und zu Freier, die Opferhilfestellen kontaktieren, weil sie das Gefühl haben, eine Frau könnte ein Opfer von Menschenhandel sein. Es gibt traurige und erschreckende Geschichten. Das Wichtigste ist für manche dieser Frauen schlicht, dass sie etwas zu essen haben.

Gibt es Frauen, die ohne Zwang zu Dirnen werden?

Zuerst einmal: Solange das Recht auf Selbstbestimmung gewahrt wird, ist Prostituierte gemäss geltendem Recht ein Beruf wie jeder andere. Meine Gegenfrage: Nehmen wir an, eine Frau geht in die Prostitution und verdient im Monat 5000 Franken. Würde sie dasselbe tun, wenn sie ein Angebot hätte, bei dem sie gleich viel verdiente, ohne dass sie ihren Körper verkaufen müsste? Ich glaube nicht. Wenn diesen Frauen eine Ausstiegsmöglichkeit geboten würde, gäbe es gewiss einige, die sich neu orientieren würden. Aber was soll eine Frau tun, die zwei Jahre im Sexgewerbe arbeitete und sich dann um einen normalen Job bewerben will? Beim Vorstellungsgespräch wird die Frage nach dem beruflichen Werdegang gestellt. Für die Zeit, in der sie angeschafft hat, kann sie keinen Arbeitsnachweis und kein Zeugnis vorlegen. Die wenigsten Frauen trauen

«Fragen sich die Männer eigentlich nie, ob und wann sich die Frauen waschen?»

sich zu sagen, sie hätten sich prostituiert. Es müsste Ausstiegsprogramme geben für Prostituierte. Ohne dass beim neuen Arbeitgeber alle bis hin zur Generaldirektion von deren Vergangenheit wüssten.

Reden Sie mit den Frauen im Kreis 4? Oder ist das wegen der Sprache nicht möglich?

Wir reden oft mit den Frauen und Männern, ob im Kreis 4 oder anderswo. Bei der Polizei sind wir multikulturell. Es sind bald alle Sprachen vertreten, ausser vielleicht Thailändisch, aber die meisten Thailänderinnen sprechen gut Englisch.

Was erzählen Ihnen die Frauen?

Ich spreche hier von Frauen, die seit mehreren Jahren in der Schweiz sind und die wir seit längerem kennen. Eine Geschichte wiederholt sich immer wieder: Eine Frau kommt aus wirtschaftlichen Gründen hierher und heiratet einen Schweizer (oder einen Ausländer mit Niederlassungsbewilligung), um eine Arbeitserlaubnis zu erhalten. Weil sie sich für die Reise und die Heirat verschuldete, muss sie erst ihre Schulden abarbeiten. Manchmal gibt der Ehemann, weil die Frau gut verdient, seinen Job auf, um sich von ihr aushalten zu lassen. Irgendwann klopft das Betreibungsamt bei der Frau an, weil der Gatte insolvent ist. Wegen der Gütergemeinschaft muss die Ehefrau nun für die von ihm angehäuften Schulden aufkommen. Wie soll sie aus dem Sexgeschäft jemals herauskommen? Solche Frauen müssen sich still und brav verhalten, weil ihnen sonst mit der Scheidung gedroht wird. Viele Frauen ernähren mit der Arbeit in der Schweiz ihre Familien im Herkunftsland.

Ich sah im Schweizer Fernsehen einen Dokumentarfilm übers Milieu. Ein Sittenpolizist ging zur Kontrolle in ein Hinterhofpuff. In der kleinen Wohnung sagt der Polizist: «Da klebt es überall am Boden.» In einem kleinen Raum lag eine widerliche Matratze mit einem verfleckten Leintuch. Wird Ihnen nicht manchmal fast übel?

Ich war schon in Bordellen, wo mir Ameisen über die Schuhe spazierten. In der Küche sassen die Frauen zwischen Essensresten und übervollen Aschenbechern. Im Zimmer hing die Tapete herunter, und von den Matratzen wollen wir nicht reden. Ich begreife die Männer nicht, dass die sich da nackt hinlegen und sich bedienen lassen.

Was für Männer frequentieren diese Orte?

Es sind dieselben, die in die Wohnwagen am Sihlquai oder auf den Strassenstrich gehen. In einem gewissen Segment von Bordellbetrieben hat es in jedem Zimmer Waschelegenheiten. Die Frau ist frisch geduscht und auch der Freier geht vor dem Service unter die Brause. In diesen Betrieben ist das Leintuch frisch gewaschen oder wenigstens das Badetuch auf dem Bett. Beim Strassenstrich steigt die Frau in den Wagen und bedient den Freier irgendwo. Fragen sich die Männer eigentlich nie, ob und wann sich die Frauen waschen? Oder sind ihnen Hygiene und Gesundheit in dem Moment egal?

Bei Kontrollen im Bordell sehen Sie auch die Freier.

Bei einer normalen Kontrolle wollen wir den Betrieb und die Frauen bei der Arbeit nicht unnötig stören. Das heisst, wenn gerade ein Freier da ist, der sich bedienen lässt, lassen wir die beiden ihr Geschäft in Ruhe abwickeln. Bei der Routinekontrolle geht es um ausländerrechtliche Fragen. Und nicht da-

Angela Montanile

Die Polizistin leitet seit bald zwei Jahren die Fachgruppe Milieu- und Sexualdelikte der Zürcher Stadtpolizei. Zuvor war sie lange Jahre bei der Kriminalpolizei unter anderem als Revierdetektivin tätig. Die 43-Jährige gehörte zu den ersten Frauen bei der Stadtpolizei, mittlerweile ist sie zwanzig Jahre dabei. Sie wirkt nur auf den ersten Blick zackig und hemdsärmelig, im Gespräch findet man sich einer herzlichen und auch lustigen Frau gegenüber, die sich ernsthaft Sorgen macht über manches, was sie täglich bei ihrer Arbeit in der grössten Schweizer Stadt sieht.

Montanile arbeitet in einer Männerwelt und sagt: «Ich konnte immer Frau sein und bleiben.» Sie sei mehrheitlich unter Jungs aufgewachsen und habe keine Probleme mit der teilweise derben, manchmal auch sexistischen Sprache der Männer, wenn sie unter sich sind. Ihr gegenüber sei man immer respektvoll gewesen. Klar, es gab Männer, die sagten, eine Frau habe bei der Polizei nichts zu suchen. Sie habe deren Ansicht akzeptiert und trotzdem gut und problemlos mit ihnen zusammengearbeitet. (dn)

rum, Freier zu kontrollieren oder zu identifizieren.

Melden Sie sich vorher an? Achtung, wir kommen um 15 Uhr. Schaut, dass alle Kunden in den Zimmern sind?

Wir klingeln an der Türe und werden eingelassen. Meistens empfängt uns die Geschäftsführerin oder der Geschäftsführer. In vielen Betrieben haben die Frauen einen Aufenthaltsraum, oft eine kleine Küche. Ist Mary am Bedienen und Betty gerade frei, setzen wir uns mit Betty kurz hin. Sie bringt uns die Ausweise aller Frauen, die gerade am Arbeiten sind. Wir gehen nicht in die Bedienzimmer und sagen: «Aufstehen, bitte.» Die Prostitution ist legal und das Freiern auch. Wir wollen niemanden blossstellen. Es ist erlaubt, zu einer Dirne zu gehen. Unsere Gesellschaft hat diesbezüglich eine liberale Haltung. Was die eigenen Moralvorstellungen angeht, muss das jeder mit sich selbst vereinbaren.

Offiziell gibt es kaum Freier, niemand kennt sie. Eine geheimnisvolle Spezies. Wie sieht sie aus?

Wie der typische Freier aussieht? Jesses. Wenn Sie das nächste Mal beim Einkaufen sind, betrachten Sie den Mann neben Ihnen in der Schlange. Er könnte einer sein. Es sind ganz normale Männer. Studien aus Deutschland sagen, der typische Freier ist irgendwo zwischen 25 und 40, durchschnittlich in-

telligent und gut integriert in der Gesellschaft.

Weshalb gehen Männer ins Puff?

Ich kann nur wiedergeben, was diese Studien sagen. Die meisten Freier gaben Abenteuerlust als Motivation an, sich ins Milieu zu begeben. Es gehe um den Kick und die Vorstellung, vielleicht doch etwas moralisch Verwerfliches zu tun. Der Mann hat die Möglichkeit, sich eine Frau auszusuchen, das darf nicht unerwähnt bleiben. Interessant war folgende Aussage. Die Männer stünden zu Hause unter Leistungsdruck. Sie müssten immer leistungsfähig und tolle Liebhaber sein. Ein

«Dort entstehen Oasen, wo der Mann das Bademänteli anzieht.»

Nein werde oft fehlinterpretiert. Bei einer Prostituierten fällt dieser Druck weg. Sie dürfen sich hinlegen und müssen niemandem etwas beweisen.

Wie hat sich das Milieu in den letzten Jahren verändert?

Das Sexgewerbe ist ein wichtiger Wirtschaftszweig geworden. Da wird viel Geld umgesetzt. Dass der eine oder andere für sich eine Scheibe abschneiden will, ist nachvollziehbar. Es werden Marktanalysen und Businesspläne gemacht. Wir haben viele leerstehende Industriegebäude; die sind prädestiniert für Bordellbetriebe, es ist anonym und hat genügend Parkplätze. Dort entstehen Saunalandschaften mit erotischen Dienstleistungen im Angebot. Oasen, wo der Mann das Bademänteli anzieht.

Steigen da auch Milieufremde ein?

Ja. Man denkt gerne an goldkettenbehandene *Stänze* aus vergangener Zeit. Heute gibt es viele Geschäftsfrauen und -männer, denen niemand ansieht, dass sie ihr Geld in der Sexindustrie verdienen. Viele haben mit der Prostitution direkt nichts zu tun.

Gab es Polizisten, die die Seite wechselten?

Das kommt sehr selten vor.

Ihre Polizisten haben regelmässig Kontakt zu Dirnen. Man kennt sich, ist vielleicht per du. Da kann auch zu viel Nähe entstehen.

Wenn bestimmte Kulturen ihren Charme spielen lassen, muss ein Mann schon wissen, wer er ist und was er macht. Doch: Küsschen rechts, Küsschen links, diese Zeiten sind vorbei. Es müssen klare Grenzen festgelegt und auch eingehalten werden. Der Umgang ist von gegenseitigem Respekt geprägt.

Wie merken Sie, ob ein Polizist einer Frau zu nahe steht?

Durch eigene Wahrnehmungen, durch Meldungen von Mitarbeitern und auch durch Informationen aus dem Milieu.

Was, wenn eine Dirne einem Polizisten Sex offeriert?

Ich kann nur von uns reden, und bei uns kommt so etwas nicht vor. Wir haben eine klare Linie, man kennt und respektiert sich. Die Frauen kennen die Grenzen.

Ihre Mitarbeiter kommen nicht in Versuchung?

Nein.

Weshalb? Reden Sie Ihren Mannen regelmässig ins Gewissen?

Es wäre falsch, wenn ich das müsste. Nein, das hat mit Berufsethik zu tun, mit Professionalität und Persönlichkeit. Wenn einer merkt, der Kollege verhält sich nicht richtig, kommt er zu mir. Menscheln tut es überall. Ich meine: Man betritt ein Bordell. Was läuft? Ein Porno, unübersehbar. Andererseits hat man die Sexszenen irgendwann gesehen und nimmt sie nur noch am Rande wahr.

Kam es schon vor, dass Sie einem Freier die Kappe waschen wollten? Auch was Aids angeht?

Ich begann als junge Polizistin zu Zeiten des Platzspitzes. Ich sah, wie Männer junge Frauen, offensichtlich schwerstabhängig, für Sex kauften. Das war furchtbar. Die Freier haben dort schamlos die Notsituation der Frauen ausgenutzt. Ich habe im Gespräch mit Freiern auch schon versucht, das Bewusstsein hinsichtlich Hygiene und Gesundheit zu fördern. HIV beziehungsweise Aids ist in vielen Köpfen heute eine behandelbare und keine todbringende Krankheit mehr. Sehr aktuell sind Geschlechtskrankheiten. Syphilis breitet sich aus. Viele Männer haben scheinbar ein psychisches Problem, wenn sie ein Präservativ anziehen sollten. Sie behaupten, sie könnten nicht mit Gummi. Aber was ist mit Angehörigen, mit weiteren Sexualpartnern, die vielleicht zu Hause warten? Viele sind der irrigen Meinung, dass für die Ausübung der Prostitution ein Gesundheitsattest vorgelegt werden muss. Dem ist nicht so.

Die HIV-Zahlen steigen vor allem bei heterosexuellen Männern. Das hat sicher mit dem Milieu zu tun.

Nicht nur. Wir haben eine sehr liberale Sex-Mentalität. Da wird ausprobiert, werden die Sexualpartner gewechselt, werden die Lebenspartner betrogen, Heteros beanspruchen immer mehr die Dienste von Transsexuellen und so weiter. Vor allem im privaten Bereich gehen die Menschen anscheinend immer noch davon aus, dass es Präservative nicht braucht. Sie denken, die ist mit dem soundso lange verheiratet und der ist mit jener zusammen, die sehen gesund aus, also ist alles gut.

Malen Sie sich das so aus?

Nein. Man muss nur mit offenen Sinnen durchs Leben gehen. Ich möchte nicht wissen, wie viele HIV-positive Menschen es gibt, die nicht ahnen, dass sie das Virus haben.

Besteht die Gefahr, dass einem die Beschäftigung mit all dem Negativen den Geist vergiftet?

Nein, aber man wird mit der Zeit schon kritisch. Meine Generation Polizisten hat vieles erlebt: Riviera, Platzspitz, Letten. Heutzutage findet eine Vermischung des Prostitutionsmilieus mit dem der Drogen statt. Es gibt mittlerweile Prostituierte, die bieten ihren Freiern vor allem Drogen an und die Möglichkeit, in Ruhe zu konsumieren. Die Prostituierten rutschen dadurch in die Drogenabhängigkeit und in die Illegalität hinein. Wir beobachten dieses Phänomen vor allem im Langstrassenquartier. Dort gibt es zu den Happy Hours alles zu kaufen, von Sex bis Freebase. Da denke ich manchmal: Gopfriedstutz, wann sehen wir eine positive Entwicklung über einen längeren Zeitraum?

Wie imprägnieren Sie sich gegen all das Schlechte?

Indem ich nachvorneschaue. Es sind ja ernsthafte Bemühungen im Gange, dass es wieder besser wird, auch dank Projekten wie «Langstrasse plus». Es ziehen jetzt Vertreter aus verschiedenen Kreisen am gleichen Strick. Aber solange die Nachfrage etwa beim Kokain so breit gefächert und ungebrochen ist – vom Fünfzehn- bis zum Siebzijährigen –, ist es schwierig. ○

MONTAG
DIENSTAG
MITTWOCH
DIE WELTWOCH
FREITAG
SAMSTAG
SONNTAG

Abonnieren Sie jetzt die Weltwoche.
Gratis-Telefon 0800 80 44 80
www.weltwoche.ch/abo



Rätselhaft: Russland ist eine Welt für sich.



Denkfigur Russland

Von Daniele Musciconico

Arina sticht zu. Mit einem Degen. Den Gegner im kalten Auge. Jetzt. Und du bist tot. Auf dein rotes Blut im weissen Schnee fällt sanft das Laub der alten russischen Eiche.

Was wissen wir von Russland? Wer sind sie, die Russen? Kontaktfreudig, das sehen wir hier, vertrauensselig auch; Russen essen, um trinken zu können, und dabei singen sie. Dies alles kann man in den verschiedensten Reiseführern lesen durch die Labyrinth der russischen Seele. Doch was ist das eigentlich, das russische Wesen? Ein wissenschaftlicher Begriff oder ein Mythos? Ein romantisches Traumbild oder eine literarische Version?

Schon der russische Schriftsteller Fjodor Michailowitsch Dostojewski erkannte das Dilemma. «Für die Europäer sind wir Asiaten und für die Asiaten – Europäer.» Ist die russische Seele womöglich gar nicht europäisch? Nach 150 Jahren, seit das Rätsel nicht zu lösen ist, scheinen sich die russischen Intellektuellen heute einig: Es sei völlig sinnlos, Russland in irgendein westliches oder östliches Modell zu zwingen. Russland sei eine Welt für sich. Eine Denkfigur.

Kommt dazu: Es gab ein Russland, das den Byzantinern gehörte, und es gab das Russland der Tataren; es gab ein Russland von Iwan dem Schrecklichen, von Peter dem Grossen, von Katharina, Stalin, Gorbatschow, Jelzin – und es gibt das Russland des neuen Volkzaren, Putin. Welches meinen wir?

Das russische Wesen scheint auf jeden Fall nicht nur ein Rätsel für uns Ausländer zu sein, sondern auch für die Russen selber. Und sie berufen sich auf die These von der ewigen Spaltung (*raskol*) der Existenz Russlands in der Geschichte. Eine Spaltung in alle Richtungen, nicht nur zwischen dem Eigenen und dem Fremden. Sondern zwischen zwei Logiken, des anarchistischen Kommunitarismus und der Logik des Autoritarismus der Staatlichkeit. Der Dichter Fjodor Tjutschew meint jedenfalls: «Mit dem Verstand ist Russland nicht zu verstehen und nicht mit gewöhnlichem Mass zu messen. An Russland kann man nur glauben.»

Andere vergleichen das russische Wesen mit der berühmten Matrioschka. Der buntbemalten Steckpuppe, die in sich eine Reihe immer kleinerer Matrioschkas verbirgt. Sind sie gleichberechtigt? Oder ist die grösste möglicherweise mehr wert als die innerste und kleinste?

Das Unbegreifliche wird durch das Begreifen seiner Unbegreiflichkeit begriffen. Arina griff zum Degen. Jetzt sticht sie zu. Warum, das wissen wir nicht. Ihr Motiv bleibt im Dunkeln. Sie aber steht im Winterlicht. Rätselhaft und unverwundbar.

Steak statt Tofu

Wenn schon Handys ins Megapixel-Rennen einsteigen, besinnen wir uns auf die wahren Werte der Fotografie. *Von David Schnapp*



Hervorragende Dokumentalistin: Canon EOS 50D.

Es ist schön, ab und zu etwas Richtiges in der Hand zu halten. Ein richtiges Steak ist einfach nicht dasselbe wie ein Stück Tofu, und eine richtige Fotokamera ist durch ein Handy, auch wenn es acht Megapixel ausweist, nicht zu ersetzen. Es war deshalb ein schöner Moment, als wir die neue Canon EOS 50D aus der Verpackung nahmen. Das Chassis aus einer Magnesiumlegierung ist ordentlich schwer, die digitale Spiegelreflexkamera liegt gut in der Hand, macht etwas her und hält einiges aus.

Standardmässig wird die Nachfolgerin der EOS 40D mit dem Objektiv EF-S 17–85 mm 1:4,0–5,6 IS USM geliefert. Das Objektiv hat einen Ultraschallmotor (USM) für schnellen Autofokus und einen integrierten Bildstabilisator. Durch den grossen Weitwinkelbereich ist man im Privatbereich perfekt ausgerüstet. Ein zusätzliches Objektiv im Telebereich wäre zwar empfehlenswert, aber in achtzig Prozent aller Alltagssituationen ist die Brennweite von 17 bis 85 mm absolut ausreichend.

Wir haben die Kamera vorwiegend in Innenräumen genutzt. Obwohl die Lichtstärke des Objektivs nicht übertrieben gross ist, gelangen auch bei schlechten Lichtverhältnissen gute Bilder. Im Zusammenspiel mit einem grösseren Blitz (in unserem Fall das Canon Speedlite 430EX) waren die Ergebnisse hervorragend. Der Autofokus ist schnell, die «Trefferquote» hoch. Wie gesagt, diese Kamera

macht etwas her, deshalb haben wir sie in den letzten Wochen zu jedem wichtigen Ereignis mitgeschleppt. Sie kam zum Einsatz bei der Kunstmesse, beim Adventssingen, beim Kindergeburtstag; die EOS war eine hervorragende Dokumentalistin fürs private Digitalarchiv.

Die Zahl der Knöpfe, Wählräder usw. ist zwar gross, trotzdem fällt die Bedienung relativ bald relativ leicht, auch wenn die Konsultation der Bedienungsanleitung zu empfehlen ist. Praktisch ist der «Quick Control Screen», über den sich die wichtigsten Einstellungen (Messmethode, Belichtungskorrektur, Bildgrösse u. a.) mit einem Wählrad schnell vornehmen lassen, ohne dass man dafür in ein Labyrinth von Menüverzweigungen eintauchen muss.

Die Canon EOS 50D bietet dem Laien viele Möglichkeiten, die fotografische Kreativität spielen zu lassen, ohne dass er erst einen mehrwöchigen Kurs belegen muss. Aber auch Profis, vermuten wir, können mit dieser Kamera recht weit kommen. In diesem Sinne würden wir das Steak dem Tofu jederzeit vorziehen.

Canon EOS 50D, digitale Spiegelreflexkamera. 15,1-Megapixel-APS-C-CMOS-Sensor. Bis zu 6,3 B/s, bis zu 90 JPEG-Aufnahmen in Folge. DIGIC-4-Prozessor, ISO-Bereich bis 12 800. 3-Zoll-VGA-LCD-Monitor. 9-Punkt-Weitbereich-Autofokus. Automatische Sensorreinigung. Fr. 2089.–. **Blitz Canon Speedlite 430EX.** Fr. 488.–. www.canon.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: aboservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Markus Somm

Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:

Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born,

Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut

(*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser,

Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz,

Peter Keller, René Lüchinger

(*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico,

Kai Michel, Daniela Niederberger,

Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt,

Eugen Sorg, Mark van Huissing,

Bettina Weber

(*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner,

Henryk M. Broder, Max Frenkel,

James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler,

Jörg Hess, Peter Holenstein,

Wolfram Knorr, Albert Kuhn,

Michael Maar, Sven Michaelsen,

Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli,

André Müller, Franziska K. Müller,

Ulf Poschardt, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki

(*Leserbriefe*), Markus Schneider,

Wolf Schneider, Alix Sharkey,

Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai

(*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden,

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Philipp Anz

Bildredaktion: Martin Berz (*Leitung*), Christophe Bosset,

Catharina Hanreich, Gabriella Hohendahl

(*Assistentin*)

Layout: Claire Hulla (*Leitung*),

Peter Aschmann, Rolf Mundwiler

Infografik: Helmut Germer

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempter (*Leitung*), Viola Antunovits,

Gilbert Grap, Beat Kuttinig

Internet: Andreas Thut (*Leitung*)

Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*),

Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler

Marketing: Sandra Millius (*Leitung*)

Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*),

Angela Prisciantelli,

Samuel Hofmann (*Support*)

Anzeigeninnendienst: Silvan Leibacher,

Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02,

Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Internetverkauf: Publicitas web2com AG

Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91

E-Mail: salesservices.web2com@publicitas.com

Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Belletristik

- 1 (1) **Carlos Ruiz Zafón:**
Das Spiel des Engels (S. Fischer)
- 2 (8) **Charlotte Roche:**
Feuchtgebiete (Dumont)
- 3 (3) **Paulo Coelho:** Brida (Diogenes)
- 4 (5) **Rolf Lappert:**
Nach Hause schwimmen (Hanser)
- 5 (2) **Susanna Schwager:** Das volle Leben –
Frauen über 80 erzählen (Wörterseh)
- 6 (10) **Barbara Wood:**
Das Perlenmädchen (Krüger)
- 7 (–) **Stieg Larsson:** Vergabung (Heyne)
- 8 (6) **Franz Hohler:** Das Ende eines ganz
normalen Tages (Luchterhand)
- 9 (4) **Susanna Schwager:** Das volle Leben –
Männer über 80 erzählen (Wörterseh)
- 10 (–) **Wallace Stegner:**
Zeit der Geborgenheit (dtv)

Sachbücher

- 1 (2) **Roberto Saviano:** Gomorrha (Hanser)
- 2 (6) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**
50 Erfolgsmodelle (Kein & Aber)
- 3 (10) **Hape Kerkeling:**
Ich bin dann mal weg (Malik)
- 4 (9) **Rüdiger Schache:** Das Geheimnis
des Herzmagneten (Nymphenburger)
- 5 (1) **Guinness-Buch der Rekorde 2009**
(Bibliographisches Institut
und F. A. Brockhaus, Mannheim)
- 6 (7) **Nassim Nicholas Taleb:**
Der Schwarze Schwan (Hanser)
- 7 (–) **Rhonda Byrne:**
The Secret – Das Geheimnis (Goldmann)
- 8 (3) **Helmut Schmidt:**
Ausser Dienst (Siedler)
- 9 (4) **Markus Maeder:** Vom Herzchirurgen
zum Fernfahrer (Wörterseh)
- 10 (5) **Jamie Oliver:**
Jamies Kochschule (Dorling Kindersley)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Vom Sinn des Lebens

Terry Eagleton, der vergnüglichste Marxist der Gegenwart und pointierteste Vermittler der Literaturtheorie respektive Ideologiegeschichte, wagt sich in seinem jüngsten Werk an die grosse Frage schlechthin: Das Buch heisst lapidar «Der Sinn des Lebens» (Ullstein-Verlag). Für Schopenhauer war schlicht ein Idiot, wer die Sinnlosigkeit des Daseins bezweifelt. Eagleton lässt sich davon nicht beirren. Der grantige Denker stachelt ihn an, erst recht in die Arena der Sinnsucher zu steigen und manches Nebelwesen darin auszuschwefeln. Liegt der Sinn darin, glücklich zu sein? Oder ein guter Mensch zu werden? Oder ist die Liebe dieser Sinn? Eagleton sieht ihn eher in der Möglichkeit, lustvoll und zweckfrei zu leben. Eine scharfzüngig-brillante Denketüde. (js)

Der Entertainer des Entsetzens

Unsterblicher ist keiner: Auch die zu seinem 200. Geburtstag drohenden Feierlichkeiten wird Edgar Allan Poe mit einem fröhlichen Kichern überdauern. Von Markus Gasser

Sie kamen in einmütigem Groll und wagten dann, als er sein Gedicht zu rezitieren begann, kaum mehr Atem zu holen vor schauernder Bezauberung: Im Februar 1845 hatte Edgar Allan Poe es endlich geschafft. Nüchtern und kalt fiel er in seinem Vortrag vor 300 Salondamen, Kritikern und Schriftstellerkollegen zunächst über «die Meute literarischer Dilettanten» her, die teils selbst im Publikum sass mit ihrem «schäbigen Hang zu Realismus und moralischer Belehrung». Poe wusste, wie man sich Feinde macht: Selbst ein grosses Gedicht, dekretierte er, komme nicht in göttlicher Eingebung zu uns herab, sondern werde auf Effekte hin planvoll konstruiert. Schon hüstelte man ungehalten – da verdunkelte sich der Saal.

Und Poe, ganz in Schwarz gekleidet, die Linke napoleonisch in die Weste geschoben und das Haar sorgsam auf Gefiederglanz pomadiert, sprach so hellwach wie selbstvergessen das Gedicht vom «Nimmermehr» krächzenden Raben: Die eben noch entrüsteten 300 lauschten den in Regen und Wind ächzenden Zweigen, dem Geflatter des auf einer Marmorbüste hockenden Vogels und seiner grabesfinalen Einsilbigkeit und betrauernden des Sprechers Gewissheit, für immer im Verlust der toten Lenore dahinkümmern zu müssen. Das war Poe *at his best*: Er griff über auf seine Zuhörer. Nicht er war betrunken, sondern sie durch ihn.

So hat Poe noch jeden ereilt – und mit etwas Glück in einem Alter, da man ahnt, dass es nicht die in der Schule gelernten Dinge sind, mit denen man durchs Leben kommt. Schon ein Absatz einer Poe-Groteske genügt, man löscht das Leselicht – nur um ins Dunkel zu starren und sich vorstellen zu müssen, man werde bald tot sein und, da das Bewusstsein vom eigenen Ich dann ausgelöscht wäre, nicht einmal mehr sagen können: «Jetzt bin ich tot.» Poes wilde Stunde ist gekommen, «the fantastic terror never felt before» aus seinem «Raben»-Gedicht, und von nun an geht dieser unheimlichste aller Erzähler im eigenen Innern auf und ab. Gerade noch früh genug hat man die daseinswichtigste Lektion und Essenz des Erwachsenseins begriffen: wie man mit dem Versuch eines Lächelns am Abgrund entlangspaziert. Was für ein Pechvogel, beschied Alfred Hitchcock, wer in seiner Jugend Poe nicht erliegt.

Mehr noch als Hitchcock ist Poe der Entertainer kreatürlichen Entsetzens und, was man leicht vergisst, sein grösster Komiker und Trost – als würde man dem Tod denn doch unrecht tun, behauptete man, nicht auch seinen Spass

mit ihm haben zu können. Poe wuchs nicht umsonst auf mit Perücken, die gefertigt waren aus dem Haar guillotinerter Opfer der Französischen Revolution, mit deutschen Schauerromanen und ihren Jungfern, denen ruchlose Äbte auf den Fersen sind, Shakespeare-Inszenierungen, die dessen gewaltschrilliche Momente hervorkehrten – heute Regietheater genannt. So «zum Tode krank von all der langen Qual» es bei Poe, wie in seinem Herzstück «The Pit and the Pendulum», auch zugehen mag – ständig kichert da etwas fröhlich mit.

Wahnsinnige Mörder

Poe brachte der Weltliteratur bei, was Spannung im Wortsinn bedeutet. Gegenwärtig ist der zur Alltagsöde verkümmerte Plot gross in Mode; Poe braute vorweg ein Gegengift, das sich in ihren hellsten Momenten ganze Autorengenerationen injizierten: Schreib deine Geschichte vom Ende her, das schon den Anfang durchtränken muss. Achte auf eine schalldichte Atmosphäre und darauf, dass du deinen Leser während zweier Stunden in deiner Gewalt hältst: Länger macht er nicht mit. Poes Horrorvignetten, vom ersten erregten Satz an leicht lesbar, tyrannisch und rasch exekutiert, dabei hochkomplex und so liebevoll geschnürt wie die blutkrustigen Reisigbündel der Waldhexe im «Blair Witch Project», bilden den Bodensatz aller Literatur, auf die es ankommt: Sie beschwören unsere Urängste herauf und nehmen sie uns zugleich: Eingeschlossenheit, Haltlosigkeit, Einsamkeit, körperlicher Verfall und andere Zermürbungen mehr. Poe muss so viel Angst gehabt haben, dass sie an Furchtlosigkeit grenzte: Er war unsere tapfere Hälfte, die dorthin blickte, worauf wir nur in grösster Not zu schauen gezwungen sind, und blinzelte nicht. Wer Poes beste Geschichten liest, ist Poe – erlebt die Rollen an sich selbst, die er sich in nervöser Unrast auf den Leib geschrieben hat.

Wir befreunden uns – in «The Tell-Tale Heart», in «The Black Cat» – mit zweifelsfrei wahnsinnigen Mördern, die uns davon zu überzeugen suchen, sie seien es nicht, und gerade dabei enthüllen, wie krank sie sind. Wir erschrecken bis ins Mark, als der schwermütige Aristokrat Egaeus allmählich erkennt, dass er seiner vermeintlich toten Geliebten – Berenice – das blendend schöne Gebiss aus dem Kiefer stemmte: «Ich habe etwas getan, aber – was war es noch?» Und an Montresors Seite fühlen wir uns in «The Cask of Amontillado» auf den Tod beleidigt von Fortunato, locken ihn immer tie-



Popstar der Hochliteratur: Edgar Allan Poe (1809–1849).

fer in unser Weinkellerverlies und mauern ihn ein – die Schellen an seiner Narrenkappe klingeln uns ein Leben lang nach. Hinter geschlossenen Fensterläden enträtseln wir mit Auguste Dupin tatortfern den Doppelmord in der Rue Morgue – dem Urvater von Sherlock Holmes, Hercule Poirot, Father Brown und Hannibal Lecter. Der Mörder war ein entlaufener Orang-Utan, der den Homo sapiens imitierte: Poe stand schon am Rand der Evolutionstheorie, als Darwin sich noch auf seiner Forschungsfahrt über die Reling der «Beagle» seekrank in den Ozean erbrach.

Nicht ein Prozent der im 19. Jahrhundert publizierten Werke hat das vergangene überlebt; Poe indes wurde zum Popstar der Hochliteratur. Unsterblicher ist, neben Shakespeare, keiner – er scheint nicht mehr in Boston, sondern auf der ganzen Welt zur Welt gekommen zu

sein. Allein der deutschsprachige Raum verzeichnet beinahe so viele Poe-Ausgaben, wie er Verlage hat – und die beste ist immer noch, arabesk kommentiert, die eben wiederaufgelegte in vier Bänden von Hans Wollschläger und Arno Schmidt. Charles Baudelaire betete Poe jeden Abend an wie einen Kirchenvater, zu dem er dann auch wurde: Mittlerweile hat er so viele Imitatoren erlitten, dass sein Werk uns zuweilen wie ein Remake seiner selbst vorkommt. Ohne ihn gäbe es in der Kunst fast nichts – weder Thriller, Detektivroman, Fantasy noch Science-Fiction, weder L'art pour l'art, Surrealismus noch Hollywood, weder Ingmar Bergman noch Hitchcock – und auch David Lynchs malerische Düsternis wäre weniger bizarr: «Ich habe ein menschliches Ohr gefunden auf dem Heimweg durch die Felder» – so könnte, statt Lynchs «Blue Velvet», auch

eine Groteske Poes beginnen. «Ich habe Ihnen Angst gemacht, nicht wahr?», war Poes Leitfrage an die ihn umschwärmenden Damen in den Salons; Dickens nannte ihn liebevoll den Teufel in Menschengestalt.

Wer am Schreibtisch so sprichwörtlich verrückt weit ging, dürfte – ist zu vermuten – als Mensch kaum anders gewesen sein, und die meisten Poe-Biografien lesen sich, bis auf die neueste und nüchternste von Hans-Dieter Gelfert, wie psychologische Gutachten, die man aus den Lebensläufen aller Gewaltmonster der Kriminalgeschichte zusammengeplündert hat. Poe ist darin Sadomasochist, egomanisch und manisch depressiv, nekrophil und impotent, Alkoholiker, opiumsüchtig und durchblutet von der Obsession für sehr junge Mädchen, der seine dreizehnjährige Cousine Virginia kraft Heirat zum Opfer fiel. Wie Poe da noch Zeit und Kraft zum Schreiben fand, ist erstaunlich. Nur dass er keinen Alkohol vertrug, dürfte gesicherte Tatsache sein. Doch jede Pathologisierung lässt Poes trunkene Legendenmacht wachsen wie das Volumen jenes Schiffs, das im «Manuscript Found in a Bottle» ein unerforschtes Südmeer durchquert. Poe ist es recht: Selbst sein Ende und spukhaftes Nachleben wirken, als wären sie eines jener Gerüchte, die er von sich in Umlauf zu setzen liebte. So sparte er Werbekosten.

Vier Jahre nach dem «Raben»-Triumph fand man ihn über dem Tresen einer Kneipe in Baltimore: so gnadenlos betrunken, dass er im Krankenhaus nur mehr vor sich hin delirierte und fantastische Wesen an den Wänden tanzen sah. Gott sei seiner armen Seele gnädig, sollen die letzten Worte des Vierzigjährigen gewesen sein – oder aber Poe-typisch auch: «Wann pusset Gott mir endlich mein verfluchtes Gehirn weg?» Beim Begräbnis versicherten sich an die fünfzig Damen einer Locke seines Haars. Man begrub ihn unter einer Marmorkuppel mit dem Relief eines Raben und neben ihm Virginias Gebeine, die zuvor wie eine Reliquie durch die Jahrmärkte von halb Amerika getingelt waren. Im Morgengrauen seines Geburtstages legt ein Unbekannter alljährlich drei Rosen auf den Stein und eine Flasche Cognac: immer halb voll. Poe-Gruftis raunen in den Kneipen von Baltimore, wo er als Geist umgehen soll, er tränke sich zum Geburtstag selber zu, nicht ohne aus seinem früheren Leben eines gelernt zu haben: Er hätte ja nicht immer gleich die ganze Flasche leeren müssen.

Edgar Allan Poe: Werke in vier Bänden. Herausgegeben von Hans Dieter Müller und Kuno Schuhmann, übersetzt von Hans Wollschläger, Arno Schmidt u. a. Insel, 2008. 4254 S., Fr. 337.–

Hans-Dieter Gelfert: Edgar Allan Poe: Am Rande des Malstroms. C. H. Beck, 2008. 228 S., Fr. 36.90

Im Internet

Exklusiv für *Weltwoche*-Leser: Die Zusammenfassung von Edgar Allen Poes «Arthur Gordon Pym». Kostenlos auf www.getAbstract.com/weltwoche

Das Haus in den Bergen

Er war illegal in die Schweiz gekommen, weil er sich von seinem Vetter, dem berühmten Fussballspieler, Hilfe versprach. Aber so einfach war das nicht. «Doppelpass», Folge 8.
Von Charles Lewinsky

Aus den Fenstern konnte man Berge sehen. Hohe weisse Berge. Schnee, hatte ihm Tom erklärt. Das war jetzt auch schon wieder ein paar Tage her. Sie waren in der Nacht angekommen, und am nächsten Morgen hatten die Berge geleuchtet. «Hast du schon einmal Schnee erlebt?», hatte Tom gefragt.

In dem spanischen Lager hatte es geschneit. Am letzten Tag. Sie waren schon alle im Hof versammelt gewesen, hatten gut bewacht auf die Busse gewartet, die sie zum Hafen bringen würden, zu dem Schiff, das zurückfuhr nach Afrika, und da war auch Schnee gefallen. Aber es musste ein anderer Schnee gewesen sein, nicht wie der, den sie hier in diesem reichen Land hatten. Ein Schnee, der nicht liegenblieb, sondern auf dem Boden sofort wieder zu ganz gewöhnlichem Wasser wurde. Es war kalt gewesen an jenem Tag, und die andern hatten ihn um seinen langen Marabu-Mantel beneidet.

Hier war es noch viel kälter. Nicht in der Wohnung, da war es sogar zu warm, aber draussen. Die Kälte brannte einem im Hals, wenn man tief einatmete. Immer nur nachts natürlich, denn am Tag durfte er die Fenster nicht öffnen. Es sollte ja niemand merken, dass die Wohnung nicht leer war, wie es sich gehörte.

In den Zimmern war alles aus Holz. Nicht nur die Möbel, sondern auch die Wände und die Decke. Siebenundfünfzig Latten waren es nebeneinander im grossen Zimmer und sechs- unddreissig im kleinen. Wenn man sich langweilt, hat man viel Zeit zum Zählen.

Viel zu viel Zeit.

Es gab zwar einen Fernseher, aber aus dem kam nur ein einziges Programm, in dieser Sprache, die er nicht verstand. Er sass trotzdem jeden Tag ein paar Stunden davor, weil er nichts anderes zu tun hatte und weil er hoffte, etwas dabei zu lernen. Es gab so vieles, das er nicht verstand, in diesem neuen Land.

Einmal hatte er Tom auf dem Bildschirm gesehen. Er war sich ganz sicher, dass es Tom gewesen war. In einer Halle hatten sie Fussball gespielt, und Tom hatte ein Tor geschossen und dann so getan, wie sie zu Hause im Dorf tanzten. Es hatte ausgesehen, als ob er dabei



Die Portionen waren zu gross für ihn, doch es widerstrebt ihm, Nahrung wegzuzwerfen, und so ass er immer alles auf.

singen würde. Vielleicht das alte Siegerlied, wie in alten Zeiten die Jäger, wenn sie mit Beute aus dem Busch zurückkamen. Damals, als es noch Jäger gab im Dorf.

Als es noch Beute gab.

Toms Stimme hatte er nicht hören können in dem allgemeinen Jubel. Vielleicht, wenn er den Fernseher hätte lauter stellen dürfen. Aber das war verboten. «Du bist gar nicht da», hatte Tom ihm erklärt. «Dich gibt es gar nicht. Die Wohnung steht leer.»

Nicht nur die Wohnung. Das ganze Haus, so schien es ihm. Er konnte das nicht verstehen. Es gab doch bestimmt viele Leute, die ein Dach über dem Kopf brauchten.

Am Anfang, als Tom ihn hergebracht hatte, da war es anders gewesen. Man hatte ringsum Leute gehört mit ihrem Reden und Lachen und dem Trampeln von schweren Schuhen.

Nur mit ihm redete niemand. Er war ja auch nicht da.

Dann waren sie wieder weg gewesen. Von einem Tag auf den andern. Tom hatte das vorausgesagt. «Bald sind die Ferien vorbei», hatte er gesagt. «Dann müssen sie alle wieder zur Arbeit.»

Man benutzte solche Wohnungen nur ein paar Wochen im Jahr, die restliche Zeit blieben sie leer. «Kalte Betten», hatte Tom das genannt, und auch das hatte er nicht verstanden. Sein Bett war nicht kalt. Da lag eine dicke Decke voller weicher Federn, und wenn nicht die Träume gewesen wären, hätte er gut geschlafen.

Er war es nicht gewohnt, allein zu sein. Er war es nicht gewohnt, jemand zu sein, der gar nicht da war.

Bei Tom und Claudia hatte er nicht mehr bleiben können. Nicht wegen Claudia. Oder doch wegen Claudia, aber nicht so, wie er es erwartet hatte. Sie hatte ihn von Anfang an nicht gemocht oder hatte sogar, so schien es ihm manchmal, Angst vor ihm. Aber das hatte keine Rolle gespielt, wo Tom doch sein Verwandter war, aus dem gleichen Dorf, und damit mit dem gleichen Namen. Tom hatte das auch ganz klargemacht. Ohne zu zögern. Hatte ihm den Partykeller zur Verfügung gestellt, solange er ihn brauchte, und wenn kein Fremder da war, sogar das ganze Haus.

Bis dann etwas passiert war. Er hatte es nicht verstanden, aber es musste etwas Schlimmes gewesen sein. Claudia hatte sehr viel Angst in ihrer Stimme gehabt, Angst und dann später auch Zorn. Hatte, während sie auf Tom einredete, immer wieder zu ihm hingeschaut, so wütend, als ob er an dem Unglück schuld wäre, dass da scheinbar passiert war.

Es hatte etwas mit dem Computer zu tun, den sie in ihrem Zimmer hatte. Für gewöhnlich war er dort nicht willkommen gewesen, aber an jenem Tag, mit all der Aufregung, war alles anders. Wohl weil es darauf auch nicht mehr ankam. Er hatte zuerst durch die Tür hineingeschaut und war dann einfach eingetreten. Sie redeten über ihn, um das zu verstehen, musste man die Sprache nicht können.

Claudias Zimmer war sehr hell, und an den Wänden hingen Spiegel in allen Grössen. Viele verschiedene Spiegel. Vielleicht hatte das etwas mit Hexerei zu tun. Wenn böse Geister in einen Spiegel schauen, dann erschrecken sie über sich selber und machen sich davon. Er



war nicht abergläubisch, nicht so wie andere, aber sicher ist sicher, und darum hatte er ganz schnell nach dem Beutel unter seinem T-Shirt gefasst. Nach der Feder und dem Stein.

Es roch gut in Claudias Zimmer. Wie ganz viele Blumen, obwohl da nirgends Blumen waren. An den Geruch konnte er sich stärker erinnern als an alles andere.

Claudia und Tom standen vor dem Computer. Claudia zeigte auf den Bildschirm und war sehr aufgeregt. Es hatte etwas mit einer Cassandra zu tun, hatte ihm Tom später erklärt, das war eine Frau, die es nicht wirklich gab und die doch etwas geschrieben hatte. Keinen Brief und auch kein Buch. Etwas, das Angst machen konnte.

«Es ist ein Blog», hatte Tom gesagt, aber er wusste nicht, was ein Blog war.

«Was versteckt Tom Keita in seinem Keller?», hatte diese Cassandra geschrieben. «Was oder wen? Das ist eine Frage, die Sie ihm als sein Vereinspräsident einmal stellen sollten, Herr Eidenbenz.»

Claudia hatte auf Tom eingeredet, mit einer Stimme, die immer höher und schriller wurde, und als er ihr widersprach und nicht tun wollte, was sie von ihm verlangte, hatte sie ein kleines Glasfläschchen genommen und es an die Wand geworfen.

Ein Fläschchen mit einem ganz teuren Parfüm, hatte ihm Tom hinterher erklärt. Vielleicht hatte es in dem Zimmer deshalb so stark nach Blumen gerochen.

«Es tut mir leid», hatte Tom gesagt. Da sassen sie schon zusammen im Auto und fuhren auf dieser Strasse mit den vielen Kurven. «Es

tut mir wirklich leid, aber in der nächsten Zeit kannst du nicht bei uns wohnen. Wenn dich jemand bei mir sehen würde, wäre das ganz schlimm.»

«Wieso?», hatte er gefragt. «Wir sind doch Verwandte.»

«Darauf kommt es nicht an», hatte Tom gesagt. In diesem Land war wirklich vieles anders.

Claudia hatte den Schlüssel zu einer Wohnung, die niemand benutzte. Die Besitzerin hatte sich ein Bein gebrochen, und mit gebrochenem Bein benutzte man diese Wohnungen nicht. Tom brachte ihn hin, in seinem Auto, das beim Fahren fast kein Geräusch machte. Man sass darin so bequem wie in einem Sessel, und weil die Scheinwerfer den nächtlichen Nebel wie Wolken aussehen liessen, war es fast, als ob man schwebte.

Tom hielt an einer Tankstelle an, die auch ein Laden war, mit vielen Leuten, die dort noch mitten in der Nacht einkauften. Es dauerte sehr lange, bis er zurückkam, so lang, dass man sich Sorgen machen musste, aber dann tauchte er doch endlich auf, mit einem grossen Karton voller Lebensmittel. «Ich musste noch Autogramme geben», sagte er zur Entschuldigung.

In der Schweiz wurde die Milch nicht schlecht. Das war auch so eine Sache. Man konnte sie einfach stehenlassen und irgendwann aufmachen, nach einer Woche oder nach einem Monat, und sie schmeckte immer gleich. Das Essen steckte man in eine Maschine, die nach drei Minuten piepste, dann musste man nur die Verpackung aufschneiden, und schon konnte man sich an den Tisch setzen. Es war nur alles nicht richtig gewürzt. Was immer

man in die Maschine steckte, es hatte jedes Mal dieselbe wohlgezogene Sanftheit. Aber man wurde satt davon, mehr als nur satt. Die Portionen waren zu gross für ihn, doch es widerstrebte ihm, Nahrung wegzwerfen, und so ass er immer alles auf. Er merkte, dass er schon ein kleines Bäuchlein bekam, vom guten Essen und vom Mangel an Bewegung. «Du wirst ohne frisches Brot auskommen müssen», hatte Tom gesagt. «Es ist besser, wenn dich niemand sieht.»

Es war ein bisschen, als ob er eine gefährliche Krankheit hätte, wegen der man ihn von allen anderen Menschen isolieren musste. Obwohl es bestimmt nirgends auf der Welt so ein luxuriöses Krankenhaus gab. Mit Holz an den Wänden und weissen Bergen vor den Fenstern.

Tom hatte versprochen, ihn so bald wie möglich zu besuchen. Vielleicht, hatte er gesagt, würde er bis dann schon eine Lösung gefunden haben. Wahrscheinlich noch nicht die offizielle Erlaubnis, aber ganz bestimmt einen Ort, an dem er bleiben konnte, ohne sich verstecken zu müssen. Das würde sich schon machen lassen, hatte Tom gemeint. Er wisse noch nicht wie, aber irgendwie habe sich hier noch immer alles machen lassen. Wenn man nur genügend Tore schoss, halfen sie einem gern.

Bisher war Tom noch nicht gekommen. Aber er hatte ja auch viel zu tun, mit dem Training und den Spielen in den Hallen und mit all den Autogrammen, die er die ganze Zeit geben musste.

Wenn man den Telefonhörer ans Ohr hielt – er hatte es einmal ausprobiert, aus Neugier und aus Langeweile –, dann kam kein Summton. Auch hier in der Schweiz schien nicht alles zu funktionieren. Und Tom hatte ja auch vergessen, ihm seine Nummer aufzuschreiben.

Er hatte sich angewöhnt, immer mal wieder einen Rundgang durch die Wohnung zu machen und dabei seine Schritte zu zählen. Nicht weil ihn die Zahl interessiert hätte, sondern ganz automatisch. Im Lager damals auf dieser spanischen Insel hatten sie die Fliegen gezählt, die sie in einer Stunde totschiessen konnten. Sie hatten sogar auf das Ergebnis gewettet. Hier gab es keine Fliegen. Vielleicht war es schon zu kalt für sie.

Wenn man im Wohnzimmer den Tisch zur Seite schob, konnte man sogar Liegestütze machen. Gegen das Bäuchlein vom zu vielen Essen. Auch sie liessen sich zählen.

Er war gerade wieder bei vierzehn angekommen, als er ein ungewohntes Geräusch hörte. Ein Geräusch, das er in dieser Wohnung noch nie gehört hatte.

Da war jemand an der Türe.

Folge 9 des Fortsetzungsromans in der nächsten Weltwoche

Ausdehnung der Personenfreizügigkeit
auf Bulgarien und Rumänien:

144.8.517

Ein **NEIN**
nützt der Wirtschaft

Die Ausdehnung der Personenfreizügigkeit auf Bulgarien und Rumänien bringt der Schweiz mehr Arbeitslosigkeit. Das bedeutet: Mehr Lohnabzüge und Erhöhung der Mehrwertsteuern! Denn nur so können die stetig steigenden Belastungen unserer Sozialwerke finanziert werden. Das bezahlen alle: Die Arbeitgeber und Arbeitnehmer! Damit wird die Konkurrenzfähigkeit der Schweizer Wirtschaft zusätzlich geschwächt.

- ➔ **NEIN** zu mehr Arbeitslosigkeit
- ➔ **NEIN** zur leeren Arbeitslosenkasse
- ➔ **NEIN** zu ruinierten Sozialwerken

Darum:

Personenfreizügigkeit
Bulgarien und Rumänien

NEIN

Überparteiliches Wirtschafts- und Gewerbekomitee gegen die Personenfreizügigkeit, Postfach 8252, 3001 Bern.
Mit einer Spende auf PC 30-209744-4 unterstützen Sie dieses Inserat. Mit herzlichem Dank.

Rendezvous

Frau sucht Partner

Ich, hübsche Frau mit Ausstrahlung (bald 60) wünscht sich einen Freund fürs 2009. Ich bin intelligent, musikalisch, unternehmungsfreudig, grosszügig, kulturell interessiert, kommunikativ, einfühlsam und sinnlich. Verfügt auch Du über diese Eigenschaften, so freue ich mich auf deinen Anruf, der garantiert beantwortet wird. LU/ZH/BS/BL/GR ☎ 10476

Aargauerin, 50+, normale Statur, spontan. Du, 60+, magst Natur und Kultur. Interesse an einem Kontakt? Vielleicht haben wir ähnliche Ideale. ☎ 10477

Hallo Gentleman... bist Du Astrophysiker oder hast sonst einen interessanten Beruf? Bist Du am Leben interessiert? Hast Du Lust auf einen Austausch zu zweit. Schweizerin, 43, NR, rassig, temperamentvoll, geheimnisvoll, sensibel, anspruchsvoll, berufstätig, engagiert und und und freut sich auf Dein Zeichen. Freue mich, bis bald. ☎ 10478

Aparte NR-CH-Frau möchte einen 55-60-jährigen Mann kennen lernen. Kunst, Natur, Politik, Reisen etc. und ein breites Bildungsspektrum sind Gemeinsamkeiten, die uns verbinden. Wir führen ein geordnetes Leben und sind offen für eine tragende und spannende Partnerschaft. Zusammen möchten wir die Zukunft in allen Facetten erleben und geniessen. ☎ 10479

Ich, w, 45 J., Raum Bern, suche einen natürlichen, humorvollen Partner, der sich gerne in der Natur aufhält. Bin nicht mit Modellmassen gesegnet, biete dafür Ecken und Kanten im alltäglichen Leben, die es gemeinsam zu entdecken gilt! ☎ 10480

Beruflich, musikalisch und kulturell engagierte Frau, 52-j., attraktiv, schlank, NR, wünscht im Neuen Jahr den sympathischen und gebildeten Mann für eine gemeinsame Zukunft kennen zu lernen. ☎ 10481

Liebe ist, das neue Jahr gemeinsam zu beginnen. Wir haben den Wunsch eine achtungsvolle, tragfähige Beziehung zu leben. Dazu spreche ich Dich an, den -58-j., charmanten, herzlichen, treuen, weltgewandten, etwas sportlichen Mann. Geniessen wir zusammen die Berge, das Wasser, ein feines Essen in schönem Ambiente, das Konzert, das gemeinsame Kochen und teilen unsere Freuden und Sorgen? Willst Du all meine Facetten auf unserem gemeinsamen Weg kennen lernen und an meinem Leben teil haben? Dann freue ich mich auf Deinen Anruf. Ich 53-jährig, schlank und attraktiv, Raum Zürichsee/SZ. ☎ 10482

ZH 2009. Jetzt will ich (w, 52, jünger aussehend, 166/66, NR, attraktiv, lange schwarze Haare, winter- und sommersportlich, begeisterungsfähig, mit Tiefgang und vielseitig interessiert) mit Dir (ähnlichen Eigenschaften!) lieben, lachen, reden, reisen, Dich und die Welt entdecken. Willst Du auch? ☎ 10483

Witwe, 66, schlank, NR, tierliebend, mit Niveau, Hirn, Herz und Humor möchte sich finden lassen von ebensolchem Mann um die Freizeit miteinander zu verbringen. ☎ 10484

Jung gebliebene, weltoffene Frau (72) interessiert u.a. an Kunst, Literatur, Natur und Weltgeschehen, ist auf der Suche nach einem herzhaften, kommunikativen NR-Senior mit Esprit, für eine anregende Freundschaft. ☎ 10485

W, Ost-CH, feinfühlig, liebe das Leben und die Leute und möchte beides mit einem Mann mit offenem Herzen, 55-65sig, geniessen. ☎ 10486

Ich w, 70/170, humorvoll, kultiviert, kommunikativ, schlank, finanziell unabhängig, vielseitig interessiert, suche ebensolches Gegenüber. Wichtig: Nur Kommunikation in spanischer Sprache möglich, lebe in Madrid, bin öfters in CH (ZH). Wo ist der weltoffene, vielseitig interessierte Gentleman? ☎ 10487

Mann sucht Partnerin

Region Nordschweiz, schlanker Et, 58, 186, NR, gepflegt sucht gleichgesinnte Sie, 40-50 Jahre, NR, ohne Anhang, gut situiert mit Niveau und alles was sich bei gegenseitiger Sympathie ergibt. ☎ 10488

Suche aparte, Kultur- und Naturverbundene Ärztin mit Charme und Esprit, NR, 60+ vermisse sehr die Gesellschaft einer kultivierten, romantischen Frau, mit breiter Bildung und vielseitigen Interessen. Ich freue mich, dich bald kennen zu lernen. ☎ 10489

IT'S TIME TO MAKE CHANGE: Mann 172 cm, NR, sportlich, mit Niveau, interessant sucht warmherzige Frau, schlank, gepflegt (bis 54-j.): Bist Du auch interessiert an Film, Theater, ausgehen, Gesprächen, philosophieren, Natur, Musik (Rock, Oldies, Schlager, klassisch), Sport, tanzen (Tanzkurs, Walzer, Fox ...)? Raum Bern. ☎ 10490

38-jähriger Zürcher, attraktiv und gebildet, möchte Sie, die anspruchsvolle Frau mit Stil und Niveau, begleiten. Ich freue mich, von Ihnen zu hören. ☎ 10491

Bist du die Frau mit Esprit, Ausstrahlung und Kreativität? Du wirst gesucht von einem Mann, 55 Jahre alt, und in Zürich lebend. Ich liebe die Berge, Länder, Städte. Menschen mit Ihren Facetten faszinieren mich. Sportliche Aktivitäten mag ich sehr, ebenso etwas Feines zu essen in gemütlichem Ambiente. Gut situiert, kann ich einer begeisterungsfähigen Dame viel bieten. Erkennst du dich in dieser kurzen Beschreibung? Dann freue ich mich auf dein Telefon. ☎ 10492

Akademiker, 62, schlank, im Raum ZH sucht warmherzige, interessante Frau (schlank, bis 59) für freundschaftliche Beziehung, in der sowohl geistiger Austausch als auch Sinnlichkeit und Zärtlichkeit ihren Stellenwert haben. ☎ 10493

Warum nicht mal einen attraktiven Akademiker kennenlernen? Ich bin 35, 190, dunkelhaarig, muskulös, mit Humor und Tiefgang. Bist Du schlank, liebevoll und unkompliziert, dann melde Dich jetzt. Raum ZH. ☎ 10494

Traummann sucht seine Traumfrau. Bin 54, 180, schlank und sportlich. Bist du attraktiv, neugierig, hast Tiefgang und Lebensfreude? Wir erleben das Leben zu zweit, behalten unsere Freiräume und freuen uns auf das gemeinsame Abenteuer Beziehung mit Reisen, die Welt entdecken, am Wasser, in den Bergen und Zuhause zu sein. Raum ZH. ☎ 10495

Löwe, R suche eine Frau für eine Beziehung, wenn Du es möchtest, am Anfang lose. Habe Mut und Ruf mich an. ☎ 10496

Treuer Chaot. Lebensgeniesser mit kreativer, romantischer und tantr. Ader sucht schlanke Lebenspartnerin (40-60 Jahre). Kt. BE, SO, AG, BL. ☎ 10497

Raum ZH, BE, LU, ZG, VS. CH-Geschäftsmann, 48/187, NR, sportlich und schlank, ehrlich, gut situiert, gepflegt und gebildet, ungebunden, sehr humorvoll, naturverbunden und offen in jeder Hinsicht, mit grossem Herz sucht: CH-Frau oder Geschäftsfrau ohne Anhang, attraktiv und humorvoll, elegant, gepflegt und schlank, mit Niveau und Stil, zwischen 43 - 48 Jahre. Bis bald! Freue mich auf eine schöne und intensive Beziehung! ☎ 10498

Freizeit, Kontakte

Ich habe mein AHV-Alter in der Schweiz erreicht. Gerne möchte ich mit einem humorvollem Mann Slowenien bereisen und doch nicht das Schweizerdeutsch verlieren. ☎ 10499

Lieber Freund, ich 60/187/70/Bart, Hobbies: Reisen, wandern, Velofahren, Bergsteigen, Natur. Bin auf dem Bürgenstock NW aufgewachsen. Musik, Kino, Theater. Ich möchte Dich sehr gerne näher kennen lernen, für eine gute Freundschaft und um eine Beziehung aufzubauen, Zuneigung, Geborgenheit und zärtlich sein. ☎ 10500

Frau, 45 Jahre, Mutter von zwei Kindern, Pflegefachfrau, Naturnah mit Interesse am Friedenpolitik, Musik, Liebe, Kunst sucht Mann mit Erfahrung in Entwicklungszusammenarbeit «Medecins sans Frontieres» zum kennen lernen. Raum Bern. ☎ 10501

2009, lebenserfahrene, reisefreudige Partnerin gesucht für spontan-intensive, kultur-kulinarische, grosszügig-individuelle Reisen von A(laska) bis (New)Z(ealand). Erwarte gerne Deine Wünsche und Reiseziele. Eckdaten-Austausch wie Alter, Grösse, Aussehen etc. später bei einem persönlichen Treffen. ☎ 10502

Als Single einander verwöhnen? Attraktiver Mann (55) aus Zürich-Nord sucht für Paar-Massagekurs eine schlanke Partnerin. Melde dich, der Winter wird dann nicht so kalt. ☎ 10503

Bin 39 Jahre jung, w, verheiratet, NR und suche Kolleginnen aus dem Raum AG/ZH für gemeinsame Freizeitaktivitäten wie Wandern, Schwimmen, Spazieren, Essen gehen etc. Bist du interessiert, so melde dich! ☎ 10504

Gesunder 74er, Nichtraucher wünscht sich Herzenskontakt zu gütiger Dame. Ich bin Voralpenbewohner, ob Montreux, Skitouren, Berge, Natur, Reisen, klass. Musik, Lesen. Weltweit gereist. Deutschsprachig, English/Français unperfekt, wenig Spanisch. Eigene Altliegenschaft, 42 Aaren Land. ☎ 10505

Von Mann zu Mann

Sportlicher, athletischer und unkomplizierter Geschäftsmann im besten Alter, möchte einen attraktiven, jungen, eher sportlichen, schlanken Mann kennen lernen. Ich bin sehr aktiv und vielseitig interessiert. Möchtest du das Leben nebst dem Job zu zweit geniessen? Dann freue ich mich ganz besonders auf deinen Anruf. ☎ 10506

Rendezvous: Gratis inserieren! (max. 6 Zeilen)

Sie können bis zu 6 Zeilen (333 Zeichen) gratis inserieren, das entspricht 9 Talon-Zeilen (Text nur im Gratisbereich möglich). Füllen Sie einfach diesen Talon aus und senden diesen an: Die Weltwoche, «Rendezvous», Postfach 1072, 8032 Zürich. Per Fax auf 044-265 55 99. Oder per E-Mail: weltwoche@voicepublishing.ch

bitte ankreuzen Mann sucht Partnerin Frau sucht Partner Kontakt, Freizeit Von Frau zu Frau Von Mann zu Mann

Danke, dass Sie in Blockschrift schreiben

Gratis

Insertionsschluss: jew. dienstags der Vorwoche. Anz. Erscheinung (max. 3x). Erstes Wunschkdatum

Name Vorname Unterschrift
Strasse PLZ Ort
Email Tel.-Nummer

Rendezvous

0901 588 001 (Fr. 4.23/min)

Leserinnen und Leser

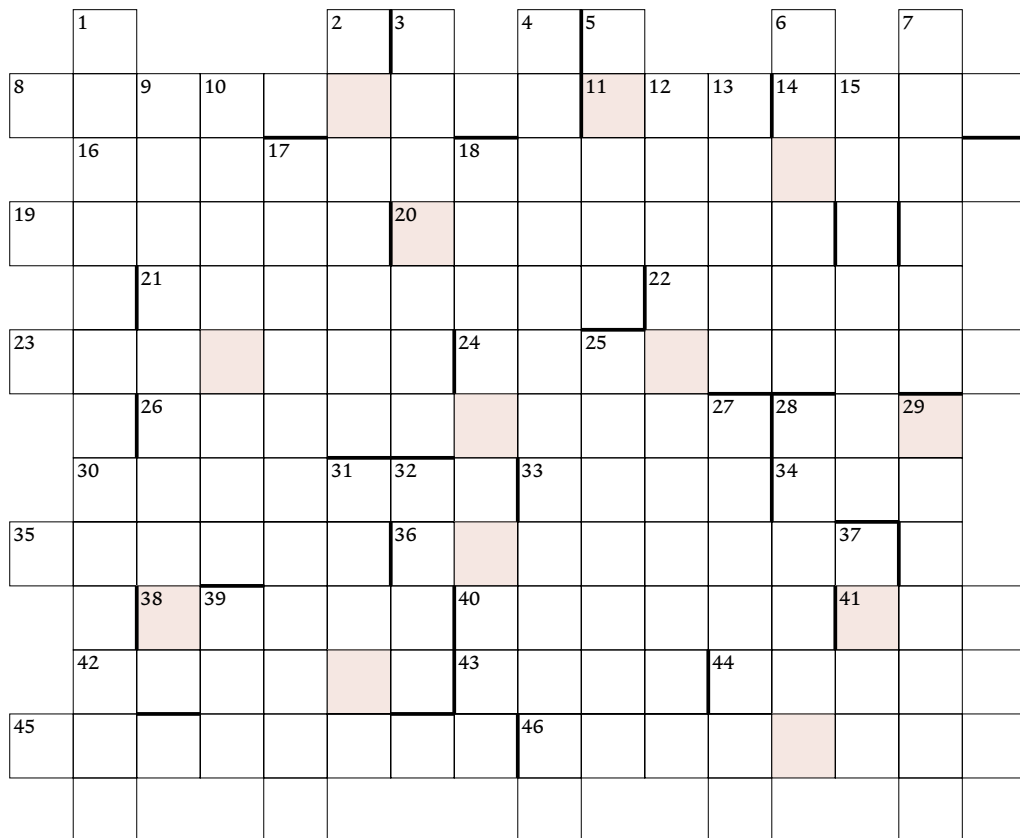
Rufen Sie auf die «Rendezvous»-Linie an. Geben Sie die mit ☎ bezeichnete Nummer ein. Sie können nun direkt auf ein Inserat reagieren oder die Stimme der Inserenten hören.

Inserentinnen und Inserenten

- Sie können jederzeit eingegangene Reaktionen per Telefon abhören.
- Sie können über eine normale Telefonnummer (ohne Zusatzkosten) Ihren Text aufsprechen.
- Nach Ihrer Inserate-Aufgabe erhalten Sie von uns einen Prospekt mit Ihrem persönlichen Code für die «Rendezvous»-Linie.
- Über die normale Telefon-Nummer eröffnen Sie mit einem individuell gesprochenen Text zu Ihrem Inserat Ihren Briefkasten.

Der Verlag behält sich das Recht vor, ohne Angaben von Gründen, Inserate zu kürzen oder nicht zu publizieren sowie aus platztechnischen Gründen keine «Rendezvous» Seite zu publizieren.

Für Fragen zur «Rendezvous»-Linie ☎ 044-265 55 00.



Lösungswort — Selektiver Gugelhopfgeniesser

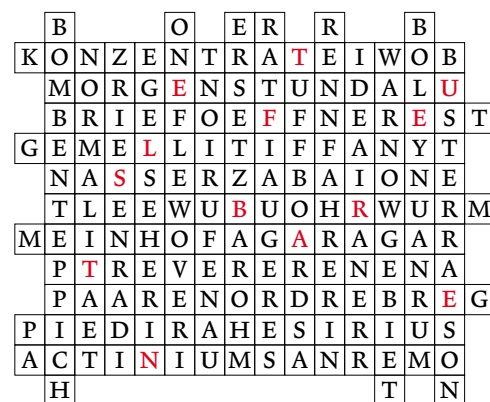
Die eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — (v. h. = von hinten) **8** Die Späterkiste sorgt für einen ungestörten Schlaf. **11** Ist Bündnern noch neu. **14** Der friesische Segler kauft auf dem Rückweg ein. **16** Man(n) weiss, was sich französische Köchinnen seit den 70er-Jahren wünschen. **19** Mit einem Spruch lässt sich ein gutes Wort einlegen. **20** Tom Cruise's Last (v. h.). **21** Höllischer Zahn(wein)stein. **22** Verwirrender Teil vor dem Löffelstiel. **23** Erbfaktor von Hallwiler Gewässern. **24** Ein Musterfall von gedanklicher Einheit. **26** Kein Schutz beim Wandern. **28** Zweidimensionaler englischer Raum. **30** Auch eine Birne kann sie verlieren. **33** Mögliches Ziel im helvetischen Urlaub. **34** Die Bienenelfe ist so ziemlich sein Gegenteil. **35** Reetos Thunerseepfützen. **36** Beim Embryo ist damit nicht zu Tütschen. **38** Mehrfach gekochter Altmagistrat. **40** Madagassischer Spezialist der Einigelung. **41** Kroatische Vokalsparinsel. **42** Diese Intervalle finden sich nicht am Walensee. **43** Hey, damit ist bei den Beatles kein Apostel gemeint (j = i)! **44** Sie ist in Äthiopien ausgesprochen tot. **45** Ohne verkommt jegliches Credo zur Vorsilbe. **46** Als Wurst ist Eintöniges gleich gültig.

Senkrecht — (v. h. = von hinten) **1** Beim Geschütz stellt sich die Frage, ob es gepolstert oder ausgekleidet ist. **2** Holzprodukte von Weltbedeutung. **3** Qaqortoq ist das Hab der Grönländerin. **4** Das ist Charybdis was Keto. **5** Lieblich ist er nicht, wenns plumpst und plätschert. **6** In dieser Form ist das Zwerchfell eine Kappe. **7** Liegt fein zwischen den Belten (v. h.). **9** Inkontinent ist dann wohl, wer sie verliert. **10** ... (ist) man sicher nicht, je mehr Uhu man ist. **12** Wodurch sich Aufzählungen beziffern lassen. **13** Ein Körnchen britisches Mass (v. h.). **15** Das tausendste Mitglied des Hosenbandordens hat etwas Eroberndes. **17** Chefs der Hinten(an)gestellten. **18** Vergällt nicht nur Rauchern das Singen (y = i). **25** Zentral erweitert landet ein «Guten Tag» des Romanen in Ostafrika. **27** Belastet z. B. Sandra Studer erblich. **28** Nach einigen Umstellungen ein ergiebiger Job im Kremel. **29** Dort würde sich die Wildsau beißen, wäre sie ein Schlange. **31** Wo sich 35 Waagrecht hauptsächlich befindet. **32** Was Borchert zu sagen empfahl. **37** Verursacht Mammipfuis. **39** Ist nicht vorn, weder bei Horn noch Dorn.

© Daniel Krieg - Rätsel Agentur

Lösung zum Denkanstoss Nr. 99



Waagrecht — **7** KONZENTRAT (...ion) **11** EIWOB (David Bowie, Bowie-Messer) **15** MORGENSTUND («... hat Gold im Mund») **18** ALU (in «Balu») **19** BRIEFOEFFNER **21** EST (Eastern Standard Time) **22** GEMELLI (= ital. Zwillinge; «Das doppelte Lottchen») **23** TIFFANY (...Lampen; «Breakfast at Tiffany's») **24** NASSER (ägypt. Präsident im 6-Tagekrieg) **26** ZABAIONE (ital. Dessert) **29** LEE (Peggy ..., US-Sängerin † 2002, «Fever») **30** WUBU (aus «Wurfbude») **32** OHRWURM **34** MEINHOF (Ulrike ..., dt. Terroristin † 1976) **35** AGARAGAR (Algengelatine) **38** TREVERER (Keltenstamm bei Trier) **39** NENA («Nah Neh Nah») **40** PAAREN **41** ORDRE (= frz. Befehl, Ordnung) **42** BREG (Brigach und ... bringen die Donau zuweg) **43** PIEDI (= ital. Füsse) **44** RAHE (Segelstange) **45** SIRIUS (Hundsstern; Harry Potters Pate) **46** ACTINIUM («Actinoide») **47** SANREMO (Musikfestival; Siegertitel 1958 «Volare»)

Senkrecht — **1** BOMBENTEPPICH **2** ONEFLEWOVER (Film «... The Cuckoo's Nest») **3** ERSETZBAR (aus «Zebrarest» und «Arztbse») **4** RAT («Da ist guter ... teuer») **5** RENNFAHRERIN (C. Surer) **6** BOLEYN (Anne ..., 2. Ehefrau von Henri VIII. wurde enthauptet) **8** NORMALITAET (= Äquivalentkonzentration (Chemie)) **9** EGEL (in «Kniegelenk») **10** TUFF (von lat. «tofus») **12** IDEA (= engl. Idee; «Gedankenblitz») **13** WARNOW (dt. Fluss; «war now!» = engl. Krieg jetzt!) **14** BUSTER (Dolly ..., ... Keaton) **16** RIESENRAD **17** NOIR (= frz. schwarz; «Sirius Black») **20** FIAUGERES (heutiger Teil von Saint-Martin/FR) **25** SEHERIN **27** BOARDS (Boa-RDS (= Reizdarmsyndrom); Skateboard) **28** IRANER (Perser-Teppich) **31** UFENAU (Insel im Zürichsee; gehört dem Kloster Einsiedeln) **33** UANRUM (F. W. Murnau, dt. Regisseur, eigentl. F. W. Plump; Film «Nosferatu») **36** GEBIET (+ er = Gebieter) **37** RAESON (Staats...; raison = frz. Vernunft) **41** OHM (= Oheim; Einheit des elektr. Widerstands)

Lösungswort — TEUFELSBRATEN



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Polymere Werkstoffe, Feinchemikalien/Engineering

*Heutzutage
glaubt jede Frau,
Style zu haben.
Aber welche hat
noch Stil?*



KSBJ/SJ



BUCHERER

Für die schönsten Momente im Leben. Seit 1888.

Basel Bern Davos Genf Interlaken Lausanne Locarno Lugano Luzern St.Gallen St.Moritz Zermatt
Zürich · Berlin Düsseldorf Frankfurt Hamburg München Nürnberg · Wien · www.bucherer.com